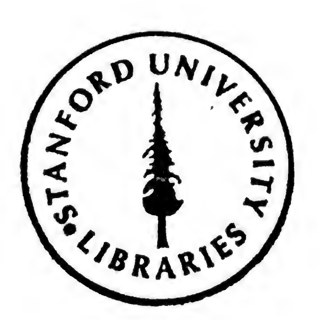

2658
.H37
.A25


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Die

Frankfurter Localstücke

auf dem

Theater der freien Stadt.

1821 — 1866.

Skizzen aus meinem Schauspielerleben.

Von

Samuel Friedrich Hassel.



Frankfurt a. M.

Verlag von F. B. Auffarth.

1867.

Druck von August Osterrieth in Frankfurt a. M.

Meinem Publicum

gewidmet.

Inhalt.

Vorwort.

Es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß die auf unserer vaterstädtischen Bühne während der letzten 45 Jahre stattgehabten Aufführungen der Localstücke in der Geschichte des Frankfurter Theaters ein beachtenswerthes Moment bilden.

Eine Erinnerung an jene Epoche und an die „Vorfallenheiten“ bei den Aufführungen dieser Stücke, dürfte daher für manchen älteren Theaterfreund nicht ohne Interesse sein. Auch außerhalb möchten sich hie und da Leser finden, die den nachfolgenden Aufzeichnungen einige Theilnahme schenken. Hatten doch diese heiteren Genrebilder, welche durch den Darsteller der Hauptrollen auf seinen häufigen Gastspielreisen nah und fern, in Süd und Nord, bekannt geworden sind, selbst in jenen Städten Boden gewonnen, wo bis dahin unser vaterstädtisches Idiom — für Manchen ein philologisches Räthsel — noch von keiner Bühne herab vernommen worden war.

Obgleich der Leser nur wenig in diesen Blättern finden wird, was nicht zum großen Theil längst bekannt

wäre, und die anspruchlose Arbeit am Ende in nicht viel mehr besteht, als in einem chronologischen Aneinanderreihen dieser zwar bekannten aber immerhin zerstreut liegenden Dinge, so dürften doch die älteren Freunde sich dabei jene gemüthlich-behäbige Zeit wieder vor Augen gerückt sehen, wo das Erscheinen eines neuen Stückes Alt-Frankfurter Lebens Groß und Klein in Bewegung setzte und nähere und entferntere Nachbarn unserer vielbeneideten, reichen und — freien Stadt in Schaaren herbeilockte, um Zeugen zu sein, wie der gemüthliche „Spießborger“ sein treues Ebenbild so herzlich belachte.

Der Verfasser beabsichtigt keine Selbstbiographie und wird sich nur in so weit persönlich einführen, als ihm dies als Darsteller der Hauptrollen in diesen Stücken unvermeidlich war. Diese Blätter sollen deshalb nur eine Angabe der Zeit enthalten, um welche diese Stücke geschrieben worden sind, wer sie verfaßt hat, wie viele deren und aus welcher Veranlassung sie entstanden sind; dann sollen sie eine kurze Andeutung geben über Inhalt, Besetzung der Rollen und Aufführung, einen nach bestem Wissen und Gewissen unparteiischen und wahrheitsgetreuen Bericht über deren Aufnahme von Seiten des Publicums — dabei aber auch ein Stück Geschichte unseres Theaters, soweit der Verfasser es mit durchlebte, und soweit dies Durchlebte mehr oder weniger in Beziehung zu den „Frankfurter Localstücken“ steht.

Die Frankfurter Theater-Actionair-Gesellschaft.

1799—1842.

— Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf —

Den ersten Anlaß zur Aufführung eines Frankfurter Localstückes gaben die ehmals jährlich wiederkehrenden vier Benefizvorstellungen für unsere im ersten Decennium dieses Jahrhunderts gegründete Theater-Pensionsanstalt.

Welches rege Interesse für die Pflege und Hebung der dramatischen Kunst zu damaliger Zeit in der Bürgerschaft der Freien Stadt lebendig war, davon gibt eben diese Gründung vollgiltiges Zeugniß. Die Theater-Pensionsanstalt ver-

dankt nämlich ihre Entstehung und ihren Bestand einzig und allein der ersten Actionär-Gesellschaft. Etwa sechzig der angesehensten Familien Frankfurts hatten einen solidarischen Verband geschlossen, und verwalteten vom Jahre 1799 an durch eine Reihe von mehr als vierzig Jahren mit Eifer und Hingebung das später weithin im Vaterlande zur Berühmtheit gelangte Kunstinstitut. Sie wollten ein gutes Theater haben, Künstler ersten Ranges besitzen, aber wie sie fesseln, da man die Concurrenz der reich dotirten Hoftheater zu bestehen hatte, und fast an allen lebenslängliche Versorgungen in Aussicht standen?

Allein dies entmuthigte die kunstgewogenen Mäcene nicht, sie wußten die Sache beim rechten Ende zu fassen, und zwar in energischster Weise, durch die Gründung der Pensions-Anstalt. Aber sie thaten noch weit mehr! Um die benöthigten Fonds nicht in allzu langsamer Weise, erst nach und nach durch die Beitrage der Mitglieder sich ansammeln zu lassen, und somit den Beginn der Wirksamkeit der Anstalt in unbestimmte Ferne zu rücken, griffen sie selbst in die wohlgefüllten Taschen und überwiesen zu verschiedenen Malen dem Stiftungsfonds Schenkungen von nicht weniger als 10,000 fl., wie aus den Abrechnungen der damaligen Zeit ersichtlich ist.

Nun erst war man in Stand gesetzt vorkommenden Falles irgend einem betitelten Hoftheater-Intendanten ein Paroli biegen, und etwa wünschenswerthe Engagements durch die Aussicht auf lebenslängliche Pension um so einladender machen zu können.

Leider trat gleich in den ersten Jahren ein arger Mißstand ein, indem man, den Statuten entgegen, den Fond zu früh in Benutzung nahm und dadurch das Wachsthum desselben unterband, so daß gegen Ende der dreißiger Jahre dessen gänzliche Auflösung zu befürchten stand. Die Aussicht auf Mäcenen-Hülfe war aber damals geschwunden, und die Befolgung des Ausspruchs: „Hilf dir selber!“ u. s. w., blieb der einzige Rettungsanker. Ihn warf der energische Steuermann, der am Anfang der fünfziger Jahre ans Ruder trat, und durch sein festes Auftreten, in richtiger Würdigung dessen was Noth that, die rettende Hand an das lecke Schifflein legte, so daß es bald wieder flott wurde und nunmehr, unbehindert von Woge und Wind, seinen Dienst pünktlichst versieht.

Karl Malß, geb. am 2. Dec. 1792, der geistreiche Humorist, der scharfe und witzige Beobachter unseres vaterstädtischen Lebens und Treibens, der Verfasser des Bürger-Capitains, des ersten bühnengerechten Frankfurter Localstückes, war im Jahre 1820 dem damaligen artistischen Leiter unseres „National-Theaters“, wie es in früherer Zeit benannt wurde, dem verdienstvollen Ihlée, als zweiter Di-

rector beigegeben worden.*) Jener prunkende Titel, von neidischen Nachbarn und einheimischen Witzlingen öfters bespöttelt, hat sich indessen nicht lange auf dem Theaterzettel behauptet, und verwandelte sich später in ein: „Mit hochobrigkeitlicher Erlaubniß“ und erfuhr dann wiederholte Abänderung, bis er in allerneuester Zeit zu einem „Theater zu Frankfurt am Main“ zusammengeschrumpft ist.

Malß mochte wohl von einflußreicher Seite bereits zum eventuellen Nachfolger Ihlée's ausersehen gewesen sein, und so schien daher eine zeitige Einsicht in die ihm fremden Verhältnisse für denselben ersprießlich. Den nachhaltigen Vortheil, welcher dem Theater aus seinem schriftstellerischen Talent späterhin erwachsen sollte, ahnte freilich damals noch Niemand.

Der allseitig geachtete und beliebte Director Ihlée, der gewandte Praktiker, bedurfte übrigens bei seiner noch immer rüstigen Thätigkeit, für den Augenblick wenigstens, noch keiner Beihülfe, denn bei den damaligen, weit einfacheren Verhältnissen des Theaters, wo wöchentlich nur vier, ausnahmsweise fünf Vorstellungen gegeben wurden, wo nur selten ein Wechsel im Personale stattfand, wo noch keine „Lohengrins“ und keine „Afrikanerinnen“ erfunden waren, wo das Sum-

*) Das im Jahre 1801 u. 2 erschienene „Sonntagsblatt“ trägt den Zusatz: „eine Zeitschrift enthaltend das Tagebuch des Frankfurter National-Theaters“ und gibt wöchentlich eine „Chronik des National-Theaters zu Frankfurt“.

mum aller scenischen Pracht und Spektakel=Musik sich in Spontini's Vestalin gipfelte, war die Wirksamkeit Ihlée's, welchem Musikdirector Schmitt, später Kapellmeister Guhr, zur Seite stand, vollkommen ausreichend. Ueberhaupt war damals der Geschäftsgang ein von dem der neueren Zeit wesentlich verschiedener. Ihlée war jeden Morgen schon vor acht Uhr auf dem Theaterbureau. Punkt halb neun brachte ihm sein langjähriger treuer Famulus sein zweites Frühstück — ein „Kreuzersbrödchen". Wer Ihlée sprechen wollte, mußte eilen sich vor 10 Uhr einzustellen, sonst fand er in den meisten Fällen die Thüre verschlossen; bis zur Theaterzeit konnte man seiner dann selten mehr habhaft werden.

Die Theateroberdirection, aus fünf der Herren Actionaire bestehend, hielt unter Zuziehung des artistischen und des Musik=Directors wöchentlich nur eine Sitzung, in welcher Finanz=, Repertoire= und Engagements=Angelegenheiten verhandelt wurden; die Auswahl neuer Stücke, die Rollenbesetzung, überhaupt alles Artistische und Technische blieb den beiden Fachmännern allein überlassen. Die Verhandlungen in den Sitzungen der Oberdirection wurden sehr geheim gehalten, und was etwa davon zu Ohren der Schauspieler kam, verdankte man dem kecken Muthe dünnleibiger, im Atelier des Obergarderobiers beschäftigten Schneidergesellen, welche bei interessanten Fällen die Neugierde trieb, sich des Ofenkamins am Sitzungszimmer als Spionagewinkels zu bedienen.

Zu jener Zeit nun verbreitete sich in den ehrsamen Kreisen der bürgerlichen „Schoppenstecher", im „weißen Schwan", im „Weidenbusch" und „Weidenhof", „vorablich" aber bei „Brotzler", einer vielbesuchten Weinstube am „Steinweg", vage Gerüchte von Aufführung einer Komödie in den Regionen der höheren Gesellschaft, wobei „lauter Frankfortערisch" gesprochen worden, und sogar „ä Borgerkappedehn" vorgekommen sein sollte.

Ich selbst, als noch ganz junger Mann, der erst vor wenigen Monaten nach dreijähriger Abwesenheit sein zweites Engagement bei hiesiger Bühne angetreten, und weder diese Weinstuben besuchte noch zu jenen Regionen Zutritt hatte, wußte nur wenig von diesen Vorgängen und konnte deßhalb auch kein Interesse daran nehmen. Letzteres sollte jedoch baldigst erweckt werden, als an einem Vormittage der Theaterdiener mir eine wohlgeschriebene, stattlich dicke Rolle überbrachte, mit der Aufschrift:

„Die Entführung"

oder:

„der alte Bürger-Capitain"

„heroisch-borjerliches Lustspiel in 2 Acten."

Rolle des:

„Kimmelmeier."

Hr. Hassel.

Nun vernahm ich erst, daß die Verwaltung der Pensionsanstalt dieses Stück, dessen Inhalt mir eben so fremd war wie sein Verfasser, den ich seither nur im Vorübergehen zu begrüßen Veranlassung gehabt hatte, zu ihrer demnächst zu gebenden Benefizvorstellung gewählt, und dasselbe mit Zugabe eines neuen zweiactigen Lustspiels am 13. August zur Aufführung bringen wolle.

Eine flüchtige Rückerinnerung an jene Periode, an die trefflichen Künstler, an deren Seite ich mein schauspielerisches Wirken begann, möge hier gestattet sein. Die Nennung weniger Namen nur, die wohl heute noch ein Echo in der Brust manches älteren Freundes unseres Theaters finden dürften, möge genügen die Vorzüglichkeit eines Künstlerkreises darzuthun, welcher damals mit dem Theater der Wiener Hofburg und der königlichen Bühne Berlins den Vergleich nicht zu scheuen hatte. Zum öftern richteten die Administratoren dieser Bühnen ihr Augenmerk auf einzelne Größen unseres Freistädtischen Theaters und ließen es an verlockenden Anträgen nicht fehlen. Allein das behäbige, zwanglose Leben und die Aussicht auf eine gesicherte Zukunft, machten diese Künstler,

zumal in einer Zeit, wo Domicilveränderungen nur mit großen Kosten und Schwierigkeiten zu bewerkstelligen waren, für Lockungen nach Außen, so ehrenvoll sie auch sein mochten, wenig empfänglich.

Welcher ältere Theaterfreund erinnerte sich nicht noch der unvergleichlichen Caroline Lindner, der Meisterin in naiv-sentimentalen Rollen, und wiederum voll des schalkhaftesten Humors im Lustspiel und Conversationsstück; der blendend schönen Emilie von Busch, der Zierde des Salon-Lustspiels; der trefflichen Amalie Weidner, der naturwahren Darstellerin komischer Mütter und keifender Alten.

Ihnen zur Seite Becker, der junge schwarzlockige Liebhaber und Held, voll Feuer und Energie; Rottmayer, der elegante Darsteller jugendlicher Liebhaber; Otto, der père noble par excellence, von dem Börne in seiner „Wage" die „ausgezeichnete Gabe" rühmt, mit dem Anstande des Weltmannes die Biederherzigkeit eines schlichten Bürgers und die Gemüthlichkeit des Hausvaters zu vereinigen, den er einen von „den Wenigen" nennt, „die das Gebieterische der Vornehmen als ein angebornes Recht unbefangen auszuüben verstehen;" Leißring, der feine Lebemann, voll liebenswürdiger Bonhomie, der heute seinem Publicum Thränen des Lachens und morgen Thränen der Rührung entlockte; Brauer, von einnehmender Persönlichkeit, zweiter Tenorist, zweiter Liebhaber und vortrefflich in jugendlich-komischen Rollen; Weidner, der schwungvolle Redner, scharfe Charakteristiker, obschon im Lustspiel öfters

barok und an Iffländischen Manierismus streifend; endlich Lux, dessen Büste nach seinem Tode im Jahre 1818, als Zeichen, wie sehr sein Publicum den großen Komiker ehrte, im Proscenium vor der Loge des zweiten Stockwerks, links, derjenigen Iffland's gegenüber, aufgestellt wurde und die beide erst der Umbau des Theaters im Jahre 1827 von ihren Sockeln verschwinden ließ.

Aber auch Episoden und kleinere Rollen fanden in ihrem Bereiche gute Darsteller. So Just, trefflich in seinen Localrollen; Hallenstein, ausgezeichnet in seinen Typen jüdischen Kleinlebens; Heyl, charakteristisch und wahr in seinen Kammerdiener- und Jäger-Rollen. — Die letzteren Drei weilen noch unter uns — die Erstgenannten dagegen sind Alle heimgegangen, und ruhen längst schon „unter dem Grase".

Erst wenige Monate war ich im neuen Engagement, und stand, wie einst im früheren, so auch im jetzigen, und wie es in der Zukunft immer der Fall bleiben sollte, dem Drängen und Treiben des Theaterlebens fern. Ich wußte daher auch nicht, daß sich um den Besitz der Rolle des Bürgercapitains schon ein Anderer eifrig bemüht hatte. Dies war Karl Heigel, der jetzt alternde erste Liebhaber, dem bereits in

Becker und Rottmayer seine Nachfolger gegeben waren. Heigel besaß eine angenehme und elegante Persönlichkeit, und war deshalb ein bisher gern gesehener, wenn auch kein bedeutender Schauspieler. Allein die Jahre kamen, doch leider mit ihnen nicht die Einsicht, daß die Zeit des „Aufpochens" für ihn nun vorüber war. Er gerieth mit der Direction in Conflicte, die ihn ohne die humanen Rücksichten, welche man damals gerne walten ließ, sogar seiner Pensions-Berechtigung verlustig machen konnten. Noch ein Schlimmeres gesellte sich zum Schlimmen. Börne wog ihn auf seiner „Wage", und die Schale schnellte in unheildrohende Höhe! Zwei Zeilen des vernichtendsten Sarcasmus reichten hin, um seine bereits schwankende Stellung fast unhaltbar zu machen. Deshalb versuchte er nun Alles, um in den Besitz des „Bürger-Capitains" zu gelangen, einer Rolle, die zwar ganz außerhalb seines Faches lag, welche aber dem routinirten Schauspieler, dem der Inhalt des so viel Rumor machenden Stückes wohl schon bekannt sein mochte, und der dessen Erfolg instinktmäßig ahnte, als der rettende Anker erschien, mittelst dessen er, günstigen Falles wieder Boden zu gewinnen hoffte, um alsdann mit dieser „Väter-Rolle" gelegentlich in das „Väter-Fach" übergehen zu können.

Allein der Anker brach. Es gelang ihm zwar bei der Berathung über die Vertheilung der Rollen von Einer Seite her dazu in Vorschlag gebracht zu werden, aber Malß mochte nicht. Als Schauspieler flößte er ihm ohnehin wenig Sympathie ein; und dann meinte er, daß Heigel, ein ge-

borner Münchner, der Frankfurter Mundart, dieser unerläßlichen Bedingung für den Darsteller des Bürger-Capitains, ja gar nicht mächtig sei. „Den muß der junge Hassel machen und kein Anderer“ war sein maßgebender Ausspruch — und er blieb entscheidend.

Vor dem Beginn der Proben lud mich Malß zu einer Besprechung in seine Wohnung ein, zu jener Zeit im Eckhause der kleinen Gallus- und Schlesingergasse, Nr. 30 (neu).

Malß war eine gewinnende Persönlichkeit. Mit freundlichem Entgegenkommen, den Finger an die Nase legend, seine Lieblingsgeste, sagte er mir: „Sie sind zwar noch ein junger Mensch, lieber Freund, aber Sie sind nicht „ohne“. Um die Rolle richtig aufzufassen, empfehle ich Ihnen vor allem den Monolog im zweiten Act mit Aufmerksamkeit zu lesen. Hierin liegt der Schwerpunkt des Charakters.“

Nachdem er mir diesen Monolog auseinander gesetzt und mich in Hamlet'schem Sinne ermahnt hatte, jede Uebertreibung zu meiden, die Rolle schlicht und wahr, ohne allen Bei- und Zusatz, so wie sie geschrieben war zu spielen, empfahl ich mich.

Ich merkte mir die eben so wohlgemeinten, als lehrreichen Worte und schon nach wenigen Tagen trat lebendig vor mein geistiges Auge das Bild des urwüchsigen alten „Frankforters", wie ich ihn im Jahre 1821 zum Erstenmale und 45 Jahre später, am 26. März 1866, um kein Jota verändert, zum Letztenmale gespielt habe.

Und der große Tag kam immer näher. Es herrschte eine förmliche Aufregung im Publicum, die sich von Tag zu Tag steigerte. Stimmen wurden laut gegen die Aufführung eines Stückes, worin vorgefaßten Meinungen nach Löbliche Bürgerschaft in unehrerbietiger Weise verhöhnt werden sollte. Allein das half nun alles nichts mehr! Am Frühmorgen eines leuchtenden Sommertages, am 13. August 1821, prangten an allen Straßenecken der altehrwürdigen Freistadt die auf grauweißem Fließpapier gedruckten Theaterzettel folgenden Inhalts:

Mit Hoch-Obrigkeitlicher Erlaubniß.

Heute Montag den 13. August 1821 wird aufgeführt:

(Zum Besten des Pensionsfonds)

zum Erstenmale:

Der Alte muß.

Ein Lustspiel in 2 Abtheilungen von Costenoble.

(Manuscript.)

Personen:

Baron Breiten	Herr	Otto.
Wilhelm, sein Sohn	"	Rottmayer.
Louise, Wilhelm's Gattin, ...	Demois.	Scholz.
Herr **von Linden**, ein Landedelmann,	Herr	Heukel.
Karoline, seine Gattin, ...	Mad.	Ellmenreich.
Frau **Schneller**, Karolinen's Kammerfrau	"	Weidner.

Hierauf folgt:

(zum Erstenmale)

Die Entführung

oder:

Der alte Bürger-Capitain.

Ein Frankfurter heroisch-borgerlich Lustspiel in 2 Abth.

Kimmelmeier, Gastwirth und burgerlicher Capitain, ...	Herr	Hassel.
Lieschen, seine Tochter, ...	Demois.	Lindner.
Gretchen, seine Nichte, ...	"	Urspruch.
Weigenand, Doctor in spe, Lieschen's Liebhaber, ...	Herr	Brauer.
v. Taxowitz, Cornet bei einem Freycorps	"	Rottmayer.
Miller, Leibschütz des 15. Quartiers,	"	Becker.
Eppelmeier (Bürger)	"	Heigel.
Tappelius (Bürger)	"	Badjera d. ält.
Knorzheimer (Bürger)	"	Just.
Schmuttler (Bürger)	"	Böres.
Leimpfann (Bürger)	"	Schnepf.
Ein Buchdruckergesell	"	Hilde.

Drey Mägde. Drey Knechte. Zwey Tambours. Zwey Pompiers.

Die Zeit der Handlung das Jahr 1814.

Abonnement suspendu.

Zu damaliger Zeit entbehrte unser Theatergebäude noch des steinernen Haarbeutels, der ihm erst in Folge des Neubaues im Jahre 1827 angehängt werden sollte. Seitdem mußte man, um zum Eingange für die Theatermitglieder zu gelangen, der neuen hinteren Façade entlang gehen, um die Ecke biegen, und dann eine zugige, eben nicht sehr reinliche „hohle Gasse" durchschreiten, bei deren Betreten man unwillkührlich den Rockkragen höher schob und das Schnupftuch vor die Nase hielt. Später wurde zur Abwehr gegen die scharfen Nordwinde die dortige Eingangsthüre mit einem Windfang nach Innen und, da dies nichts helfen wollte, noch mit einer hölzernen Vorhalle nebst Thüre nach Außen versehen.

Um die Zeit der ersten Aufführung unseres Stückes war daher der Eingang der Schauspieler, wie aller übrigen Theaterangehörigen durch die an die Bibergasse gränzende, jetzo in Ruhestand versetzte dritte Thüre der vorderen Façade.

Da stand ich nun auf der Freitreppe derselben und ergötzte mich an dem damals noch seltneren Schauspiel des Stoßens und Drängens, Schimpfens und Schreiens der Massen, die von allen Seiten herbeiströmten, um sich durch die „enge Gnadenpforte", welche zu jener Zeit noch eine ganze Stunde vor Anfang sich öffnete, hinein zu quetschen.

Dabei erinnere ich mich denn noch lebhaft, wie eine Anzahl Befreundeter an der Treppe vorbeieilten und Einer, „gu'n Abend" wünschend, mir entgegenrief: „Heunt werdd ihr All' ausgepiffe"; während ein Anderer, naiverweise glaubend, daß

mich flotten jungen Menschen dergleichen Drohungen einschüchtern könnten, mir die Trostesworte zuwarf: „Sey nortzt ruhig! Eich gilts net! awwer deß Stick werd dorch un dorch ausgepiffe! Mir leide es emol net, deß mer sein Uhz mit der Bergerschaft dreibt!“

Die Uhr schlug sechs, und ich ging in das Ankleidezimmer. Eine Stunde später standen Becker und ich in Pontificalibus da!

Unsere Masken waren gelungen. Wir hatten Beide den Vortheil „ächte Kostüme“ anlegen zu können, die damals noch leicht aus irgend einem Nachlaß käuflich zu bekommen waren, so daß ich selbst die wirkliche und vollständige Uniform, mit allem Zubehör, eines verstorbenen Bürger-Capitains und Becker die ebenfalls wirkliche eines entschlafenen Leibschützen trug. Beide Anzüge werden zur Stunde noch in den Magazinen des Theaters aufbewahrt und können von Curiositäten-Liebhabern — so fern es maßgebenden Ortes gestattet wird — dorten in Augenschein genommen werden.

Endlich ertönte das Zeichen zum Anfang, nachdem das Vorstück „der Alte muß“, obwohl Otto den „Müssenden“ spielte, den er an diesem Abend lieber nicht gespielt, wenn er nicht „gemußt“ hätte, spurlos an unserm, dem großen Ereigniß in höchster Spannung entgegensehenden Publicum vorübergegangen war.

Auf rollte der Vorhang vor der wogenden Menge, die in dichten Reihen bis vorn an die Rampe, Kopf an Kopf, gedrängt stand, da das Orchester geräumt hatte werden müssen.

Todtenstille herrschte im ganzen Hause, die selbst nicht einmal durch das Scharren eines der zahlreichen Mäuslein unterbrochen wurde, die damals häufig, und zum nicht geringen Schrecken der Logeninhaberinnen, ihre Abende im Schauspielhause zuzubringen pflegten.

Unheildrohende Stille! auch nicht durch ein Atom von Beifall unterbrochen, selbst nicht um den Liebling Aller, Caroline Lindner, zu begrüßen, die, den Blick auf ihre Handarbeit gesenkt, fast befangen zu sein schien, während die in Jugend und Schönheit strahlende Betty Urspruch munter den Dingen die da kommen sollten entgegen sah.

Der Dialog begann, spann sich weiter und weiter, und noch immer Grabesstille. Aber mit Einemmale fiel der zündende Blitz! — als Caroline Lindner mit unnachahmlicher Naivetät die Worte sprach: „Gredelche, geb' emol der Schawwell en Stumper!" — Da brach der Jubel los! Ein Beifallsturm, der von diesem Augenblicke an von Scene zu Scene wuchs und nicht mehr nachließ, überfluthete die gefeierte Künstlerin, und zog dann alle anderen Darsteller der Reihe nach in seine Kreisel. Man hatte sofort mit richtigem Takte erkannt, daß es hier auf kein „Verhöhnen", keinen „Uhz" abgesehen war, sondern daß sich ein Gemälde

entfaltete, welches in seiner correcten Zeichnung, in seiner einfachen und natürlichen Farbengebung, eine Zeit vergegenwärtigte, die man so eben durchlebt hatte, und auf die Jeder mit stolzem Selbstbewußtsein zurückzublicken sich berechtigt fühlte!

Der Vorhang senkte sich unter Jubel und Hervorruf. Das erste „Frankfurter Localstück“ war gespielt — der Erfolg ein siegender!

Es mögen nun noch einige Bemerkungen über die Einzelheiten der Aufführung des Stückes folgen, welches eine so nachhaltige Wirkung haben sollte.

Unsere erste Vorstellung ging in ihrem Zusammenspiel untadelhaft. „Kimmelmeyer“, „Lieschen“ und „Miller“, die drei Hauptrollen, wurden zu stehenden Typen. Das reizende „Gretchen“ dagegen, obschon, wenn ich nicht sehr irre, in Frankfurt geboren, konnte mit der Mundart nicht zu Rande kommen.

Die Rollen in zweiter Linie wurden mehr oder weniger gut gegeben. Ausgezeichnet war „Dappelius“ — Badjera der ältere. Ganz und gar verfehlt dagegen „Eppelmeier“. Ueber dieser Rolle waltete überhaupt ein eigener Unstern. Meistens in den Händen von Nicht-Frankfurtern, gelang es Keinem den so trefflich gezeichneten Charakter mustergiltig

aufzufassen. Und doch bedurfte es nur ein paar Schritt weit vom Theatergebäude, um das köstliche Original, das der Autor indessen wohl schwerlich zu copiren beabsichtigte, in Fülle der Kraft, voll derben Humors, leibhaftig vor sich zu sehen, und in seinem ganzen Gebahren beobachten zu können.

Die zweite Vorstellung fand, ein bisher kaum dagewesener Fall, bereits am darauffolgenden Abend statt, und zwar unter gleichem Andrang des Publicums, Ausräumen des Orchesters und schrankenlosem Beifall!

Es währte nicht lange, so verbreitete sich der Ruf des Stückes in nähere und entferntere Umgebungen, so daß bald hier, bald dort, auf Winter- und Sommerbühnen, an Orten wo selbst nicht eine einzige taugliche Persönlichkeit vorhanden war und jedes Verständniß des Inhalts und der Charaktere des Stückes mangelte, der Bürger-Capitain aufgeführt wurde, und zur Stunde noch aufgeführt wird; wie denn selbst im fernen Norden, in der sogenannten „Schwesterstadt" Hamburg, der früher hier beliebte Held und Liebhaber Baison gelegentlich einer Benefizvorstellung das für das dortige Publicum durchaus unverständliche Stück, blos seines Renomé's wegen, als Zugpflaster benutzte und die Rolle des „Miller", so gut es eben bei seiner Unkenntniß des Dialekts gehen wollte, spielte — des klingenden Zweckes wegen, den er auch vollständig erreichte.

Malß ruhte inzwischen auf seinen Lorbeern nicht aus. Der glänzende Erfolg schien ihn anzuspornen, sich weiter auf dem neu gewonnenen Terrain zu versuchen.

Aber Malß hatte in einer Beziehung viel Verwandtes mit Nestroy. Gleich diesem trefflichen Chargenspieler und geistreichen Bearbeiter gegebener Stoffe, mangelte es auch ihm an ausgiebigem Talent zum Erfinden komischer Situationen. Irgend ein ihnen geeignet erscheinendes Stück zu ihren speciellen Zwecken umzuformen, darin bestand Beider Hauptstärke. Entlehnte Situationen ihrem Bedürfniß entsprechend anzupassen, das Ganze alsdann mit dem witzigsten, pointirtesten und charakteristischsten Dialog auszustatten, darin waren Beide Meister.

So geschah es denn, daß bald darauf Malß mir viel von einer in Wien so eben mit größtem Erfolg gegebenen Posse erzählte. Die liebliche, auf jedem deutschen Repertoire damals eingebürgerte Oper: „Aline, Königin von Golkonda", mit Berton's gefälliger Musik, war unter dem Titel: „Aline, oder Wien in einem andern Welttheile" als Parodie dorten gegeben worden. Die Hauptrolle, ein vazirender Barbiergeselle, war dem berühmten Komiker Schuster „auf den Leib geschrieben", wie es in der Theatersprache heißt, und das Ganze mit so allerliebsten Melodien, wie sie nur der Wiener Volkshumor hervorsprudelt, versehen. Vielleicht erinnert sich Mancher noch des netten, von zahlreichen Guitarristen gespielt und gesungenen Duetts: „War's vielleicht um Eins, war's vielleicht um Zwei", was die Runde durch ganz Deutschland machte.

Malß ging mit der Idee um dieses Stück zu „Frankfurterisiren", und hatte auch bereits einen Anfang gemacht, welchen er mir auf einigen Bogen zur Durchsicht gab; allein er sowohl als ich fühlten bald heraus, daß Frankfurter Leben und Wiener Possen-Zauberei allzu heterogene Dinge seien. Unser Localstück verlangt, wie spätere Erfahrung lehrte, realen Boden; selbst die musikalische Ausschmückung, die Couplets, verträgt es nicht.

Malß ließ daher seinen Plan fallen.

Jahre vergingen. Der Bürger-Capitain wurde häufig wiederholt, öfters „auf Verlangen", und stets mit größtem Beifall aufgenommen, bis er endlich genöthigt war für einige Zeit die „Winterquartiere" zu beziehen, da Becker einem Rufe an das Dresdener Hoftheater folgte, von wo er erst im Anfang der 30er Jahre wieder nach Frankfurt zurückkehrte.

Während dieser Zwischenzeit versuchte zwar mancher Andere „den Vogel abzuschießen"; wie z. B. Größer, damals hier erster Tenorist, Baritonist, auch wohl Bassist wenn Noth an Mann ging, dabei Schauspieler in allen Fächern, jung oder alt, komisch oder ernst, immer schlagfertig wo es galt eine Lücke zu stopfen, kurz, ein wahrer Schatz für jeden Theaterdirector in der Klemme. Selbst Hermann

Hendrichs, damals im Zenith seiner glänzenden Laufbahn und hier gastirend, gelüstete es, den Flug nach idealen Höhen unterbrechend, den Soccus anzuschnallen, und „des Millerche“ zu spielen.

Aber alle diese Versuche mißglückten mehr oder weniger; erst mit der Rückkehr Beckers trat der rechte Mann wieder an die rechte Stelle. —

Malß sollte unterdessen zu den in seinen ersten Dienstjahren vielleicht nur leichteren Geschäften, die ihn wenig von seiner gewohnten Lebensweise abziehen mochten, einen gewichtigen Zuwachs erhalten, indem der Actionairverband seinem Ablauf nahte und ein neuer zu Stande kommen sollte. Es ging dabei nicht ohne Schwierigkeiten ab, da viel Murren laut wurde über die jährlich sich mehrenden Defizits, die natürlich von sämmtlichen Actionairen pro rata getilgt werden mußten. Hierbei ist allerdings hervorzuheben, daß der Abonnementpreis einer Loge, der heute fl. 1200 beträgt, damals sich kaum auf die Hälfte dieser Summe belief.

Zu gleicher Zeit wurde ein Um- und Anbau des Theatergebäudes und eine vollständige Renovation des Innern beschlossen, zu welchem Zweck ein Anlehen von fl. 30,000 zu 4%, mit jährlicher Tilgung bis zum Jahre 1842, als dem

Ablauf des nunmehr neu geschlossenen Verbandes, aufgenommen wurde.

Hier fand nun Malß weiten Spielraum für seine Thätigkeit. Seines früheren Standes Architekt und Ingenieur, war er selbstverständlich mitbetheiligt an dem, leider! so mißlungenen Bau des Jahres 1827, nachdem er im vorhergegangenen Jahre sich den Dank aller Schauspieler, und wohl auch des Publicums, durch Einführung der Heitzung des Theatergebäudes erworben hatte.

Während der nunmehr eingetretenen sechswöchentlichen Bauferien starb Ihlée. Bereits in vorgerückten Jahren stehend, und seit längerer Zeit kränkelnd, sollte der verdienstvolle Mann die Herstellung des Theaters nicht mehr erleben. Bald darauf, am 18. August 1827, fand mit der Aufführung der „weißen Dame", der Lieblings-Oper jener Zeit, die Wiedereröffnung des neugeschmückten Kunsttempels statt. Malß rückte nunmehr an des Verstorbenen Stelle, und alle diese Umstände zusammen genommen ließen ihn für den Augenblick an keine weitere Bearbeitung des neu gewonnenen Feldes der Localstücke denken.

Zwei Jahre später war es, als der große Uebersetzungsfabrikant aus dem Französischen, der kleine Berliner Angely, sein neuestes Product: Das Fest der Handwerker, nach

allen Städten und Städtchen des lieben Vaterlandes, folglich auch nach Frankfurt, versandte. Schon im Jahre 1825 hatte die übersetzende Muse Angelys hier enthusiastische Verehrer gefunden in Folge der Aufführung der „Sieben Mädchen in Uniform". Freilich fand dies, namentlich durch seine hübsch gewählte Musik, beliebte Vaudeville in der weiblichen Hauptrolle eine Darstellerin, wie sie damals kein zweites deutsches Theater aufzuweisen haben mochte. Die etwa sechzehnjährige Sabina Heinefetter, prädestinirt einst einen hervorragenden Rang unter den Sängerinnen der damaligen Epoche einzunehmen, begabt mit einer Stimme, deren Timbre an Schönheit wohl erreicht, aber nicht übertroffen werden konnte, gab die Rolle des weiblichen Korporals und riß durch ihre Erscheinung, Gesang und Spiel, Alles zur Bewunderung hin.

Malß, nach den überwundenen Strapatzen des Baues, und nach Antritt seiner neuen Stellung nun wieder im gewohnten Gleise, fand das „Fest der Handwerker" zur Localisirung geeignet, und machte sich sofort an die Arbeit. Alle Rollen des Stückes wurden umgeformt, der Dialog neu bearbeitet, und der Localeffect zunächst auf die eingeschaltete Rolle des Weißbindergesellen „Herrnchesheimer" concentrirt. Aber auch die übrigen Rollen stattete er nicht minder mit einer Fülle von witzigen Einfällen und treffenden Localanspielungen aus, ohne deshalb die Charakteristik der andern „Nationalitäten" zu beeinträchtigen. Die Rolle der Schenkwirthin, „Frau Schnukkessin", hatte, auf Wunsch des Ver-

fassers, Caroline Lindner übernommen, und lieferte damit eine neue Probe ihrer Meisterschaft in objectiver Auffassung; und als der Träger der Hauptrolle, der rothhaarige, rothbärtige, untersetzte Strunk, der „Weißbindergeselle", in seinem die Spuren der eben verlassenen Arbeit tragenden Handwerker-Negligé, mit dem, anstatt des gesuchten „Bensels", gefundenen „Eppelweinkruck" in der Hand, dem bereits in heiterste Stimmung versetzten Publicum entgegentrat, empfing es denselben mit einer kernigen Salve lang anhaltenden Applauses.

Die zum Benefiz des Pensionsfonds gegebene und in allen Theilen abgerundete Vorstellung ging unter allgemeinstem Beifall zu Ende, und somit wurde am 19. October 1829 das zweite Frankfurter Localstück: „Das Fest der Handwerker", dem Repertoir unseres Theaters einverleibt.

Unterdessen hatte sich über den Häuptern unserer beiden Directoren Guhr und Malß ein Unwetter zusammengezogen, das sich drohend genug zeigte, um dem Humor und der etwaigen Lust zum Schaffen des Letzteren einen wuchtigen Dämpfer aufzusetzen.

Wir lebten damals in einer Epoche ungestörten Friedens und tiefster Ruhe. Die Ideenströme unserer Zeit, Politik, Handel, Industrie bewegten damals noch nicht die Gemüther in dem

Maße, wie in heutigen Tagen. In Ermangelung jedes öffentlichen Interesses hatte sich die Theilnahme des großen Publicums beinahe ausschließlich den Heroen des Theaters und den Größen des Musik-Virtuosenthums zugewendet. Die Zahl der belletristischen Blätter, die einen großen Raum ihrer Spalten den Theater-Debatten überließen, vermehrte sich aller Orten. Regelmäßig erscheinende Theater-Chroniken detaillirten mit microscopischer Genauigkeit jede Vorstellung. Lanzen wurden gebrochen bald für diesen, bald für jenen Abgott des Tages. So setzte, um nur eines Beispiels zu erwähnen, die Seydelmann'sche Auffassung des „Mephisto" die Federn der ganzen gelehrten Welt an der Spree und an der Elbe in fieberische Bewegung, und erzeugte eine Fluth von Artikeln pro et contra.

Auch unser Frankfurt war in die große Tagesströmung eingetreten. Neue Blätter und Blättchen tauchten auf, und bald auch wieder unter, in welchen brennende Theaterfragen besprochen, und eine alles überwuchernde Kritik der Darstellungen dem darnach lüsternen Publicum als tägliche ästhetisch-dramatische Nahrung dargeboten wurde.

Maas läutete mit Sapphir'schem Witze seine „Glocke". Schuster, der „Didaskalia" abtrünnig geworden, und in schneller Aufeinanderfolge eintaglebige Unterhaltungsblätter gründend, zog in allen das Theater über seinen kritischen Leisten. Wagner, der Aristarch der Blätter „für Geist, Gemüth und Publicität", im Verein mit Freyeisen, dem Jupiter tonans der „Zeitbilder", hielten allwöchentlich Ge-

richt über die anfänglich etwas verduzten, dann aber, nach gewonnener besserer Einsicht, opfermuthig gewordenen Priester der Kunst. Der jugendliche Zirndorfer, der Dichter des Frankfurter Sitten-Romans „Hermine", stieß mit kräftigen Lungen in seine „Posaune". Rousseau, nicht etwa ein Jean Jacques, sondern nur ein Jean Baptiste, lieferte in der von Berly gegründeten vornehmeren „Iris", später „Konversationsblatt" betitelt, sein Quantum preciös absprechender Kritik; und noch so Manche kamen und gingen, die meinem und vielleicht auch Anderer Gedächtniß längst entschwunden sind. Selbst auf den Comptoirstühlen saßen jugendliche Mercurssöhne, die sich berufen fühlten in Theater-angelegenheiten im Allgemeinen, und speciell über die Darstellungen, ein Wort — nicht blos mitzusprechen, sondern auch drucken zu lassen, welchem sie vermöge ihrer socialen Stellung, und gelegentlich auch durch klingende Argumentation, Eingang zu verschaffen wußten.

Aus all diesen Elementen, wozu sich auch noch das oben erwähnte Murren der Actionaire über die steigenden Defizits gesellte, bildete sich nach und nach eine mehr als misliebige Stimmung gegen die zeitweiligen Leiter Guhr und Malß, die schließlich denn auch ihren Ausdruck finden sollte. — Urplötzlich kam, wie Donnerschlag bei heiterm Himmel, die Kunde, daß die Theater-Ober-Direction einen „Intendanten", eine, trotz Ben-Akiba's Ausspruch, bisher noch nicht dagewesene Titulatur, an die Spitze der Verwaltung zu stellen beschlossen habe, und zwar in der Person des seitherigen Directors

des nunmehr eingegangenen großherzoglich hessischen Hoftheaters in Darmstadt, — Franz Grüner.

Franz Grüner, ein Ungar von Adel, war seiner Zeit in Wien ein renommirter Schauspieler im Heldenfache. Er durchreiste später Deutschland, und fand endlich in Darmstadt eine bleibende Stätte. Großherzog Ludwig I., der fürstliche Kunstfreund und Kunstkenner, schätzte Grüner's bedeutendes Talent für Inscenirung, namentlich großer Opern, deren reiche Ausstattung damals, sowie noch heute, die Frankfurter Theaterfreunde sonntäglich nach Darmstadt zog.

Grüner wurde späterhin zum Scenerie-Director des Hoftheaters ernannt, und behauptete diese Stellung bis zum Tode des kunstliebenden Fürsten, am 6. April 1830. Unter des Letzteren Nachfolger wurde zwar im Herbst desselben Jahres das Hoftheater wieder eröffnet, nachdem der geheime Hofrath Küstner mit zur Intendanz gezogen worden, allein schon im nächsten Jahre, 1831, erfolgte die definitive Schließung desselben. Die darstellenden Mitglieder wurden sämmtlich entlassen, die lebenslänglich engagirten pensionirt, und zwar mit der Befugniß anderweitig Engagement annehmen zu dürfen, was auch Einigen zu finden gelang.

So sah plötzlich Grüner, Vater einer zahlreichen Familie, seine reichen Einnahmsquellen versiegen und sich auf eine spärliche Pension von fl. 800 reduzirt.

In dieser Lage wurde ihm eine Anstellung als Regisseur bei einem deutschen Opern-Unternehmen in Paris angeboten; allein kaum dorten eingetroffen, fand er es auch schon im Scheitern begriffen und seine Lage ward nun noch trostloser. Da erhielt er mit Einemmale von Frankfurt aus, wo unterdessen seine Gönner, zugleich die Gegner der beiden Directoren, für ihn erfolgreich gewirkt hatten, den Ruf als Intendant des Frankfurter Theaters, unter der Bedingung, wie man sich erzählte, daß er ein von Seiten der Theater-Ober-Direction auf fl. 20,000 normirtes Jahres-Defizit nicht überschreiten dürfe. Diese Bedingung mochte Grüner kein langes Kopfzerbrechen verursacht haben, denn schon kurze Zeit darnach, im Sommer des Jahres 1831, traf er hier ein.

Die Oberdirection hatte unterdessen am 31. Juli die Bekanntmachung erlassen: „daß wegen unaufschiebbaren Bau-Reparaturen das Theater vom 1. August an auf 14 Tage geschlossen werde" *).

---

*) Erst vier Jahre waren seit dem Neubau verflossen, und schon eine 14tägige Baureparatur! — Für diesmal hatte man ein neues Podium zu legen, welches indessen sein gutes Ansehen und seine Tragbarkeit nur bis zum 3. October laufenden Jahres behielt, da in Folge des mißglückten Gastspiels der berühmten Sängerin Schechner aus München, von der vorigen Verwaltung hierzu eingeladen, Grüner, um seinen empfindlichen Verlust zu

Grüner wurde sofort als Intendant unseres Theaters feierlich installirt, Guhr zum Opern-Director, Malß zum Oeconomie-Director ernannt, und Beide dem Ersteren subordinirt.

Dies mochte, um mich eines hierorts üblichen, obschon in der höheren Gesellschaft ungebräuchlichen Ausdrucks zu bedienen, „Gift und Opperment" für die beiden zunächst Betroffenen gewesen sein. Malß suchte seinem Unmuth durch Verfertigung einer pikanten Karrikatur Luft zu machen, die in der Mitte eines Foliobogens unser Theatergebäude darstellte, wie es auf einem großen, mit stattlichem Stiefel bekleideten Fuße stand, während neben an dasselbe Gebäude sich nochmals zeigte, aber in sehr delabrirtem Zustande und mit zerrissenem Stiefel, was allegorisch das Herunterbringen unseres Theaters vom seitherigen großen Fuße auf einen lumpigen andeuten sollte. Aus einer obern Ecke des Blattes senkte sich die Darmstädter Chaussée herab, auf welcher kleine mit zerrissenem Tuche bedeckte Fourage-Wagen, mit magern Rossen bespannt daher zogen, mit einigen abgemergelten Gestalten als Insassen befrachtet, womit sich noch son-

---

decken, zu einem drastischen Mittel griff, und die eben hier anwesende Kunstreitergesellschaft des Baptiste Loisset im „alten Feldherrn" als Umgebung Napoleon's, sammt und sonders mit Letzterem zu Pferde erscheinen ließ. Am Morgen nach der ersten Pferde-Leistung war das neue Podium durch die Hufeisen der vierfüßigen Gäste dermaßen zerhackt, daß es einem von Blattern zerfetzten Gesichte nicht unähnlich sah.

stige verdriesliche Anspielungen auf die in Folge der Anstellung des neuen Intendanten nunmehr hierher verpflanzten Mitglieder des früheren Hoftheaters verbanden.

Allein die Zeit bewährte auch hier ihren mildernden Einfluß, und die anfänglich schroffen Gegensätze begannen sich auszugleichen. Auch bot sich Grüner gleich von Anfang an Gelegenheit sein unbestreitbares Talent für scenische Anordnung im großen Styl, zur vollsten Geltung zu bringen. Er hatte das Glück bei Antritt seiner neuen Stellung zugleich auch das reichste Material vorzufinden, um die Erwartungen befriedigen zu können, die man bei seiner Berufung von ihm gehegt hatte. „Robert der Teufel" war neu erschienen, den er sofort mit großem Glanz in Scene setzte, nachdem er bereits „Templer und Jüdin" vorgeführt hatte, und später „Gustav", „Lestocq" und „Don Juan", letztere Oper mit neuer Ausstattung, folgten.

Von Eduard Devrient war damals eine neue Berliner Local-Posse erschienen, betitelt: „Ein Stündchen im Tivoli." Um dieselbe Zeit war auch hier in Frankfurt ein „Tivoli" eröffnet worden, und zwar in der früheren Fay'schen „Neuen Anlage" vor dem Allerheiligenthore, welche im Sommer von den mittlern und untern Ständen viel besucht wurde. Meck war eben mit Vorbereitungen zu seinem

Benefize beschäftigt, und mochte vielleicht Malß auf das hübsche und unterhaltende Stück aufmerksam gemacht haben. Wie dem nun gewesen sein mag, Malß schien der Stoff zum Localisiren geeignet und er wußte ihn auch in vollem Maße auszubeuten. Zwar erlaubte die Faktur des Stückes nur drei der ursprünglichen Rollen in „Frankfurter" umzuschmelzen, von welchen die in erster Linie zwei Damen zufielen, während die mir übertragene nur in zweiter stand. Noch in der letzten Stunde, als bereits die Proben beginnen sollten, kam Malß plötzlich auf einen Gedanken, den er zu seinen glücklichsten Impromptüs zählen konnte. Der zweite Aufzug des Stückes spielt nämlich im Garten des Tivoli und beginnt mit einem Zwiegespräch zwischen Schuster und Schneider, welche eifersüchtig auf einander sind. Malß fand diesen Anfang zu matt und wollte, daß beim Aufrollen des Vorhangs, wo sich dem Zuschauer das mit möglichster Local-Treue dargestellte Bild des Gartens zeigen sollte, die Bühne voll Leben sei und die einzelnen Gruppen im Hintergrunde nicht blos stumme Zuschauer der im Vordergrunde spielenden tête-à-tête-Scene abgäben. Er hatte die glückliche Idee, den Act mit einer parodistischen Nachahmung des „Spaziergangs" in Goethe's „Faust" zu eröffnen, was ihm auch vortrefflich gelang. Schlag auf Schlag zündeten die drastischen Gruppen der Bürger, Nähmädchen, Kammerdiener und Köchinnen, der beiden französisch radebrechenden „Ladenschwengel" und als Meck, in der gelungenen Maske eines jüdischen Schöngeistes erscheinend, auf die Frage seines „Sarchen", ob ihm

„Templer und Jüdin", im Augenblick die Zugoper des neuen Intendanten, nicht gefallen, „da er ja gezischt habe", erwiederte: „nuh, se hot mer jo gefalle — ich hebb' awwer doch gezischt!" da dröhnte der Saal von Beifallsjubel.

Doch kam noch etwas hinzu, was die erste Vorstellung des „Tivoli" zu einer für das neu gewonnene Terrain des Localstückes besonderen Bedeutung erheben sollte. Es tauchte plötzlich ein Talent auf, von dem bisher Niemand eine Ahnung hatte. Einer erst seit kurzer Zeit engagirten jungen Sängerin aus der Nachbarschaft, einer schüchternen Anfängerin, die trotz ihrer klangvollen Sopranstimme bisher wenig Beachtung gefunden hatte, war die Rolle des „Binchen" einer „Biggel-Junker" zugetheilt worden, nachdem sie früher im „Fest der Handwerker" in einer kleineren Localrolle aufgetreten war. Wie groß war daher die Ueberraschung, als Henriette Münch, von anmuthiger jugendlicher Gestalt und interessanten Zügen, durch ungekünstelte Naivität, Wahrheit der Auffassung und vollständiges Beherrschen des Dialects, Alles zum stürmischsten Beifall hinriß. Ihr gebührte unbedingt an diesem Abend der Preis!

Leider verließ dies schöne Talent schon nach zwei Jahren Frankfurt. Als die Künstlerin später, im Jahre 1842, unter dem Namen Frau Keßlern-Münch auf's Neue hier engagirt wurde, gelang es ihr nicht mehr, weder in Localrollen noch in sonstigen Aufgaben, das frühere Interesse wieder zu erwecken, und sie verschwand bald nachher, ohne daß ihr Abgang viel bemerkt worden wäre.

Die Vorstellung, mit Lust und Liebe gespielt, wurde mit allgemeinstem Beifall aufgenommen.

Mit dem zu Meck's Benefiz am 9. April 1832 zum Erstenmale aufgeführten „Stündchen im Tivoli" war somit das Repertoir der Frankfurter Localstücke um ein drittes vermehrt.

Ehe ich zur Schilderung des vierten und unbeschadet der Trefflichkeit des „Bürger-Capitains" in seiner Wirkung nachhaltigsten und weitgreifendsten aller Localstücke übergehe, bedarf es eines Zurückkommens auf das Jahr 1828.

Es war in eben genanntem Jahre, als ich meine erste Reise nach Paris unternahm, — eine Kunstreise in passivem Sinne, — nachdem ich bereits, als ersten größeren Ausflug, im Jahre 1825 Berlin besucht hatte; nicht etwa „Gastirens halber", denn dazu fehlte mir jungen Schauspieler das benöthigte Selbstvertrauen. Gehörte ich doch einer Zeit an, wo noch ein gewisser heut zu Tage antiquirter Respect vor hervorragenden Künstlern und gar vor denen Kaiserlicher oder Königlicher Hofbühnen bestand und man eine heilige Scheu empfand, sich mit solchen Größen zu messen. Mein Zweck war lediglich dorten die Meister unserer Kunst, von denen man aus der Ferne so viel Außerordentliches hörte und im Verkehr sich so viel Wunderbares erzählte, nun auch Einmal

in lebendiger Nähe vor mir zu sehen, sie zu studiren, und so viel wie möglich von ihnen zu lernen*).

Ich fand mich in meinen ziemlich hochgespannten Erwartungen auch nicht getäuscht. Die Berliner Hofbühne hatte in damaliger Zeit glänzende Talente aufzuweisen, wie den genialen Ludwig Devrient, die Stich, Wolff und Gattin, Lemm, Gern, Blume, Rebenstein, Rüthling u. s. w.; daneben bestand das seit 1824 neu eröffnete Königstädter Theater mit einer Sonntag, einem Spitzeder,

---

*) Nachstehendes ist der „Iris", Beiblatt zur „Zeitung der freyen Stadt Frankfurt" vom 14. August 1825 entnommen. Möge es nicht als ein Sympton prickelnder Eitelkeit gedeutet werden; die mich näher kennen, wissen, daß ich niemals dem Grundsatze gehuldigt, welchen ein berühmter Kollege — „berühmt durch seinen Ruhm, den viele und große Zeitungen verkünden" — mir seiner Zeit dringend anempfohlen hat. Er lautet: „Die Presse ist eine Macht, und des Schauspielers Streben muß sein, diese Macht sich unter allen Umständen und mit Aufwand aller Mittel dienstbar zu machen."

Die Iris sagt:

„Alle Pflichten gegen unsere wackeren Künstler gern erfüllend, „zeigen wir nachträglich an, daß Herr H. seit voriger Woche zu- „rückgekehrt ist u. s. w. — — — — — — — — — — — — —
„— —
„Dennoch mußte er den Bitten seiner Berliner Kunstgenossen nach- „geben und auf dem Königstädter Theater einmal auftreten, es „war die von ihm so ergötzlich durchgeführte Rolle des Rigl in „dem Hofmann'schen Meister Martin und seine Gesellen, „worin er vielen Beifall erntete."

Schmelka und so manchem andern tüchtigen Künstler — der trefflich besetzten Königlichen Oper und des großartigen Ballets gar nicht zu gedenken.

Die Reise nach der großen Stadt hatte einen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht, der in künstlerischer Hinsicht nicht ohne Nutzen für mich blieb. In Folge davon erwachte in mir bald nachher das Verlangen nun auch die Stadt aller Städte, mit ihren vielen Theatern und der Schaar von Künstlern aus allen Fächern, das große Paris zu sehen, das Alpha und Omega alles Sehenswürdigen, die Spitze aller Civilisation! So trat ich denn, als ich mich genügend vorbereitet glaubte, im Spätherbst des Jahres 1828 die große Reise nach der französischen Hauptstadt an. Ich nahm meinen Weg über die berühmte jetzt verödete Kaiserstraße, längs des Rheins, über Köln und Brüssel, und kam endlich wohlbehalten, obschon tüchtig zusammen gefroren, da plötzlich eine für die Jahreszeit ungewöhnliche Kälte eingetreten war, in der „Capitale" an, die damals erst 700,000 in meist engen und schmutzigen Straßen hausender Bewohner zählte.

Eine Beschreibung von Paris gehört nicht hierher; ich berühre daher meinen Aufenthalt dorten nur in so weit, als er zu dem Zweck dieser Blätter, der Schilderung der Frankfurter Localstücke, in Beziehung steht.

Unter der Zahl der damals nur auf etwa zwanzig sich belaufenden dortigen Theater, besuchte ich auch das schon seit vielen Jahren nicht mehr existirende Théâtre des Nouveautés,

gegenüber der Börse *). Hier sah ich eines Abends unter vier Stücken welche der Zettel anzeigte, eines, das seit Wochen ganz Paris im Lachen erhielt. Der große Komiker Potier, mit der jugendlichen Déjazet an seiner Seite, spielte eine eben erst neu „créirte" Rolle — wie man das dorten nennt — in einem dreiactigen Stücke in fünf „tableaux", betitelt: „Le bourgeois de Paris ou la Partie de Plaisir", von D'Artois, Dupin und Varner.

Potier's treffliche, eben so wahre als einfache Auffassung des Pariser „baumwollenen Waarenhändlers", sein Humor, seine Gewandtheit und Natürlichkeit entzückten mich in hohem Grade. Da ist was zu lernen! dachte ich bei mir und ging die beiden nächsten Abende wiederum hin. Und jedesmal spielte er mit gleicher Frische und der liebenswürdigsten Drollerie. Aber auch seine Umgebung war trefflich und des Meisters würdig, vor Allen die Déjazet, damals in ihrer Blüthe, die in sämmtlichen Stücken mit einer Verve spielte, welche Alles zu jubelndem Beifall hinriß **).

---

*) Seit zwei Jahren haben sich im Faubourg Montmartre neue „Nouveautés" aufgethan. Die Bühne befindet sich im ersten Stockwerk des Gebäudes. Das Haus brannte im vorigen Winter ab, war aber im folgenden Frühjahr wieder aufgebaut.

**) Der gleiche Beifall begleitet heute noch die Darstellungen der nunmehr siebzigjährigen Mademoiselle Déjazet. Sie spielt heute noch den Vicomte de Letorières und singt ihre Couplets zwar mit einer Stimme „dünn wie ein Seidenfaden" aber mit einem Vortrag, der unnachahmlich ist.



Das Stück kam mir nicht aus den Gedanken. Ich kaufte das Buch und von meiner Reise zurückgekehrt, sprach ich sogleich mit Malß, schilderte ihm meine Eindrücke und äußerte gegen ihn, meiner Ansicht nach sei mit dem Stücke etwas zu machen. Allein der Augenblick war nicht günstig. Eines Theils stand das „Fest der Handwerker" in Aussicht, anderntheils war das Intendanten-Gewitter im Anzuge, so daß vorläufig die Sache auf sich beruhen blieb und endlich in Vergessenheit gerieth.

Zu dieser Zeit ungefähr war es, als die Theater-Ober-Direction anfing die bisher festen Gehalte der Schauspieler gewissen Modificationen zu unterziehen. Die in Paris üblichen extra Honorare, feux genannt, — Spielgelder — waren in Frankfurt noch wenig gebräuchlich und erst nach und nach, bei neuen Engagements, wurden sie eingeführt, dann aber immer allgemeiner; ich selbst hatte niemals welche, heut' zu Tage bezieht sie Jedermann. Um Uneingeweihten, die sich etwa dafür interessiren, die Sache „klar zu machen", bemerke ich, daß Spielgelder nicht etwa als Zulagen zu von früherher für einzelne Fächer normirten festen Gehalten anzusehen sind, im Gegentheil die Betheiligten eben um so viel früher normirter Gage weniger beziehen und das diese

Lücke auszufüllen bestimmte Spielgeld nur als Handhabe erfunden worden ist, um gelegentliche Unpäßlichkeiten schneller heilen und etwaige Widerspenstigkeiten im Zaume halten zu können.

Diese Art der Honorirung entspricht in einer Stadt wie Paris, wo übrigens nur Künstler ersten Ranges — denn nur diese erhalten sie — neben enormen Gehalten ihre feux beziehen, wofür sie auch Monate lang, fast Tag für Tag, dieselbe ermüdende Rolle spielen müssen, ihrem Zweck; wenn aber unter wesentlich verschiedenen Verhältnissen ein Modus angewendet wird, dem zufolge der Schauspieler, wenige Fälle ausgenommen, als festen Gehalt eine Summe bezieht, von der er offenbar nicht leben kann, so daß er, um seine Existenz zu sichern, suchen muß, auf welchem Weg und durch welche Mittel es sei, Rollen zu bekommen, um so viel wie möglich Spielgelder zu erspielen, dann mag wohl des Herrn Theaterdirectors „Geschäft“, die dramatische Kunst aber schwerlich dabei profitiren. — Zum Glück nimmt man es mit Letzterer heut zu Tage nicht mehr allzugenau.

Lag nun auch damals das Spielgeldsystem bei uns hier noch in der Wiege, so hatte dagegen die Honorirung durch Benefiz-Antheile, in einzelnen Fällen wohl auch durch ganze, mitunter selbst garantirte Einnahmen, weiter um sich gegriffen. Seither nämlich waren Benefize nur Gästen als Honorar für eine bestimmte Anzahl von Rollen und der Pensionsanstalt, wie oben bemerkt, als Unterstützung bewilligt worden. Nieser, der früher so sehr beliebte Tenor,

war meines Wissens der Erste, dem eine garantirte Benefizvorstellung contractlich zugestanden wurde, was, abgesehen von der pecuniären Seite, zugleich als eine gewisse Distinction angesehen wurde. Etwas später erhielt auch Caroline Lindner, bei erneuertem Contractsabschluß, eine mit fl. 1000 garantirte Vorstellung zu ihrem „Besten", wie es hin und wieder auf dem Theaterzettel hieß; eine für die damaligen Verhältnisse bedeutende Summe, von welcher man im Voraus wußte, daß sie nicht einzunehmen war und die neben ihrem festen Gehalt von fl. 3000 die Totalsumme ihrer Einnahmen auf fl. 4000 zu vervollständigen bestimmt war. Noch später schossen die Benefize wie Pilze empor, so daß schließlich, mit Ausnahme der untergeordneten Fächer, fast Alle „gebenefizt" wurden, wie man sich scherzhafter Weise auszudrücken pflegte.

Bei Erneuerung meines Contractes, nach Antritt des Intendanten Grüner, erhob ich daher ebenfalls Anspruch auf eine Benefizvorstellung, in Folge dessen mir ein Antheil von 2/3 der Brutto-Einnahme „zugebilligt" wurde, wie es im damaligen Theater-Kanzlei-Styl lautete.

Im Spätherbst des Jahres 1832 sollte mir nun, nach 18jähriger rastloser Thätigkeit, zum Erstenmale die Ehre und der Nutzen einer Benefizvorstellung zu Theil werden. Bei dem Wohlwollen, welches mir bisher das Publicum bezeigt hatte, konnte ich im Voraus auf dessen rege Theilnahme zählen. Der erste Benefizabend des Darstellers des Bürger-Capitains, obendrein eines Frankfurter Kindes, wurde in

jener, ihres patriarchalischen Charakters noch nicht ganz entkleideten Zeit, zu einem kleinen Ereignisse. Was bedurfte es da langen Wählens und Prüfens, ob dieses oder jenes Stück am Meisten „ziehen“ würde.

Ich hatte schon früher einen der ergötzlichsten Typen des heimgegangenen Lux mir in einer Weise zu assimiliren versucht, die, weit entfernt von bloßer Nachäfferei ohne geistiges Verständniß, dem Publicum wohlgefiel, welches sich dabei gerne seines unvergessenen Komikers erinnerte. Durch die Reproduction der Rolle des „Lucas Hirsch“ in Fioravanti's Opera buffa: „I virtuosi ambulanti“, „Die wandernden Komödianten“ (soll eigentlich heißen: Operisten), der Lieblingsoper der Frankfurter alten Schlags, hatte ich einen gewichtigen Stein im Brett bei meinem Publicnm gewonnen. Ich wählte deshalb ohne langes Besinnen diese Oper zum Benefiz, überzeugt, wie alle Andern, damit, wie man damals zu sagen pflegte: ein volles Haus, heute würde es heißen: ein gutes Geschäft zu machen.

Unterdessen mochte Malß die Broschüre des Bourgeois de Paris wieder in die Hände gefallen sein. Ohne daß ich selbst Veranlassung hierzu gegeben, fing er aus freien Stücken an davon zu sprechen, und schien wieder neue Lust zum „Frankfurterisiren“ bekommen zu haben. Er meinte, daß die Kleinigkeit im Localgewande sich nicht übel machen möchte, und da die gewählte Oper das damals übliche Zeitmaß der Theatervorstellungen nicht überschreite, ja selbst kaum erreiche, so dürfte solch lustige Beigabe die Anziehungskraft nur noch

steigern, ohne weiter besorgen zu müssen, daß durch ungebührliche Länge der Vorstellung der bekannte „Kartoffelsalat“ kalt würde.

Natürlich nahm ich den Vorschlag mit freudiger Bereitwilligkeit an, Malß machte sich sofort an die Arbeit, und nach wenigen Tagen schon schickte er mir die ausgeschriebene Rolle.

Da Malß jetzo nicht mehr den Directorscepter schwang, so war es vor Allem nöthig die Einwilligung zur Aufführung dieser Beigabe bei dem Herrn Intendanten nachzusuchen. Grüner war mir gewogen. Früher selbst Schauspieler, von bedeutendem Rufe, öfters neben Eßlair genannt, mit dem Theaterwesen durch und durch vertraut, hatte er einen scharfen Blick für seine Leute. Er wußte die Fähigkeiten seiner Schauspieler genau zu beurtheilen, und — wenn's ihm gerade darum zu thun war — auch ihren Fähigkeiten angemessenen Spielraum zu geben. So sagte er mir einst in seiner derb gutmüthigen Weise: „in Ihm steckt was, wenn es auf mich allein ankäme, ich ließ Ihn noch ganz andere Sachen spielen.“ Er hatte mir um diese Zeit grade die schöne Charakterrolle des Sergeanten im „goldenen Kreuz“ zugetheilt, worüber ich mich einigermaßen verwundert gegen ihn äußerte. Leider mußte ich später erfahren, daß seine Nachfolger, Mühling ausgenommen, seine Ansicht

nicht theilten, oder nicht theilen wollten. Die Einen spielten diese „Sachen" selber, die Andern verstanden's nicht besser.

So klopfte ich denn eines Morgens an der Intendanten-Thüre, mit dem Manuscript der „Landparthie nach Königstein" unter dem Arm, nicht ohne Bangen wegen des Erfolgs, und trat auf ein barsches „Herein" in die geräumige, staubige, mit Büchern, Rollen, Acten und Protocollen angefüllte Stube — dem Büreau des Herrn Intendanten.

Grüner, mit Durchsicht dickleibiger Bücher, Kassabücher wahrscheinlich, beschäftigt, schien eben nicht in bester Laune. „Was will Er?" herrschte er mich an. Ich trug ihm nun in aller Demuth und Bescheidenheit mein ergebenstes Gesuch vor, zu der gewählten Oper noch ein kleines, eben vollendetes Localstück, als Nachspiel geben zu dürfen, und hielt ihm mit einiger Schüchternheit das Manuscript entgegen. „Ey was", knurrte er mich an: „Er hat ja die schöne Oper, was braucht's da mehr; Er macht doch ein volles Haus." Nun nahm ich mich zusammen und suchte ihm in rührender Weise zu Gemüth zu führen, wie dies mein allererstes Benefiz sei; wie ich doch wünschen müsse, daß — zu beiderseitigem Vortheil — es so einträglich als möglich ausfallen möge u. s. w. Aber alle meine Argumente, so rührend ich sie auch vorbringen mochte, machten keinen wahrnehmbaren Eindruck auf den alten „Brummbär". Endlich nach wiederholtem Drängen und der Bitte das Stück doch vorerst einer Durchsicht zu würdigen, rief er mürrisch aus: „Na, leg'

Er's dort hin! wenn ich Zeit hab', will ich sein dummes Zeug ansehen — komm' Er morgen wieder vor!"

Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal sagen, und am nächsten Morgen stand ich wieder in der geräumigen Stube vor dem strengen Gewalthaber. Auf mein Befragen, ob er das Stück durchgesehen erwiderte er brummend: „Ey was, ich hab' noch keine Zeit gehabt Sein Zeug zu lesen!"

Jetzt ging mir das Wasser an den Kragen, denn schon nach neun Tagen sollte dem Repertoire zufolge die Vorstellung gegeben werden. Ich faßte mir ein Herz und drang mit wiederholten Argumentationen und erneuerten Bitten auf ihn ein, bis er endlich nach dem Manuscript griff, es mir hinwarf, und dabei die mir unvergeßlichen Worte herauspolterte: „Na, meinetwegen — da spiel Er seinen D—k!"

Diese eben nicht sehr graziöse Apostrophe genirte mich indeß nicht im Geringsten — ich kannte ja meinen Mann. Vergnügt eilte ich mit der guten Nachricht zu Malß.

Es war nun aber auch kein Augenblick mehr zu verlieren. Ausgeschrieben war das Stück bereits, und zwar in solcher Eile, daß der mir bekannte und befreundete Copist kaum Zeit hatte, die einzelnen Bogen nothdürftig zusammen zu heften, so daß ich bei Empfang meiner Rolle gleichzeitig auch die vergessene Nähnadel mit in den Kauf erhielt, die am Faden der letzten Seite hängen geblieben war, und die zur Stunde noch als halbverrostetes Erinnerungszeichen daran herumbaumelt.

Schon am nächsten Vormittage sollte die Leseprobe abgehalten werden, und ich hatte deshalb unverweilt meine Rolle vorzunehmen.

Die Auffassung einer Rolle ist meiner Ansicht nach die Intuition des Augenblicks; die Technik der Ausführung das Werk späteren Fleißes. Mir ging es wenigstens so, daß, wenn eine neue Rolle bei dem ersten Durchlesen nicht sofort in ihrer ganzen Wesenheit sammt allem äußern Beiwerk vor mein inneres Auge trat, wenn sie mir nicht, wie wir Schauspieler zu sagen pflegen, unmittelbar in Fleisch und Blut überging, jedes Abändern, jedes Ab- und Zuthun nichts fruchtete und die Rolle alsdann mehr oder weniger mißlang.

Und wie viele sind mir mißlungen! Wie wenige nur von den 600 Rollen, die mir im Laufe der 45 Jahre meines zweiten Engagements an hiesiger Bühne zugetheilt worden, sind aus einem Gusse, harmonisch in allen Theilen in die Erscheinung getreten! Wie Viel aber und wie Vielerlei gehört auch dazu, um eine Rolle nach allen Seiten hin vollendet darzustellen, um die beliebte Recensentenphrase: „wie für die Rolle geschaffen“, zu rechtfertigen! Angebornes Talent, Geist und Bildung reichen da nicht aus; auch alles Aeußerliche, Gesicht, Gestalt, Klangfarbe des Organs, bezügliches Alter muß zusammen stimmen, um ein Bild hinzustellen, das den Zuschauer sofort gefangen nimmt, ihn an der Identität des Darstellers mit dem Dargestellten nicht zweifeln läßt und somit seine höchste Wirkung erzielt. Daß die Anzahl solcher Rollen, selbst bei den hervorragendsten Künst-

lern, nur eine beschränkte sein kann, sehen wir an den Koryphäen der Schauspielkunst aller Länder. Die Meister- und Musterschöpfungen eines Ludwig Devrient, Talma, Kean — einer Schröder, Lindner, Rachel, worinnen Kunst und Natur zu harmonischem Verein verschmolzen sind, bilden bei Allen einen eng gezogenen Kreis von nur sehr wenigen Rollen, der auch von unsern modernen „Virtuosi ambulanti“ bei strenger Sichtung nicht als erweitert befunden werden dürfte.

Schon nach dem ersten eingehenden Durchlesen der neuen Rolle stand das Bild des Mannes „wie er leibt und lebt“ vor mir, in all seiner Eigenthümlichkeit, mit seiner besondern Sprechweise, seinem schwabbelnden Gang, im vollständigen Kostüm, vom grauen „Hambacher“ Hut herab, bis zu dem Steg an den Beinkleidern. Es blieb mir kaum mehr zu thun übrig, als die Rolle zu memoriren und dazu waren mir jungen Mann neun volle Tage mehr als hinreichend.

Die Leseprobe fiel nicht nach Malß' Erwartungen aus. Der eigentliche Zweck einer Leseprobe ist wohl kein anderer, als dem sie abhaltenden Director oder Regisseur als Prüfstein zu dienen, ob die Träger der Rollen sie den Intentionen des Verfassers entsprechend aufgefaßt und demgemäß „im Charakter“ und mit richtiger Betonung vortragen. Wie nun aber häufig das Ganze nur auf ein „Collationiren“

der Abschrift hinausläuft, so geschah es auch bei dieser Gelegenheit. Die Rollen — und ich selbst bekenne mich schuldig — wurden nur so „hingenuschelt", monoton und ohne jede Nüancirung; was etwa hin und wieder zu verstehen war, wurde theilnahmlos, nur so oben hin mit angehört; Jedes beeilte sich der lästigen Vorleserei des „Quarks" sobald als möglich enthoben zu sein.

Malß war nach dieser Probe sehr verstimmt. Er zog mich auf die Seite und gestand mir, daß er voller Besorgniß über den Erfolg des Stückes sei; es habe, wie ihm geschienen, auf Niemand Eindruck gemacht. Nicht eine Miene habe sich auch nur zu einem Lächeln verzogen, geschweige denn daß es zu einem derben Gelächter gekommen wäre. Ich erwiderte ihm, daß dies noch keineswegs eine Nothwendigkeit des Mißlingens in sich schlösse; wie ich öfters die Erfahrung gemacht, daß je toller bei der Leseprobe gelacht, desto gewisser das Stück bei der Aufführung ausgezischt, selbst ausgepfiffen worden sei; daß die Rolle in all ihren Einzelheiten lebendig vor mir stehe, und daß ich im Gegentheil mir eine mehr als günstige Aufnahme des Stückes verspreche. Ich bat ihn alsdann der ersten Theaterprobe im Parterre beizuwohnen, auf welcher ich ihm die Rolle ganz wie ich sie gedacht vorspielen würde. Diese Probe fand schon nach wenigen Tagen statt, und nach dem ersten Acte kam Malß mit freudestrahlendem Antlitz auf die Bühne — er war befriedigt — jede Besorgniß geschwunden!

Der Tag der Benefizvorstellung, Montag der 26. November 1832, war endlich erschienen. Das Haus war überfüllt. Die „Wandernden Komödianten", damals noch Repertoiroper, bei vorzüglicher Besetzung mit aller Lust und Liebe ausgeführt, gingen unter gewohntem Beifall zu Ende und das Publicum sah nun mit gespanntester Erwartung dem neuen Localstücke entgegen.

Mit welch ausgezeichneten Kräften die Rollen bei den ersten Aufführungen der „Landparthie" besetzt waren, ist daraus ersichtlich, daß Caroline Lindner, der Sache zu Liebe, die kleine Parthie der „Frau Hampelmann" übernommen hatte, die talentvolle Benesch, später unter dem Namen Wittmann an der Stuttgarter Hofbühne glänzend, die „Magd bei Hampelmann" spielte, Rottmayer, der beliebte erste jugendliche Liebhaber, später Hoftheater-Director in Hannover, den „Rummel", Hendrichs, später Königl. Preußischer Hofschauspieler, damals in erster Blüthe stehend, den „Zahm", und endlich Lußberger, später Hofschauspieler in Wien, den „Flurschütz". Gleich trefflich waren alle übrigen kleineren Rollen vertreten.

Donnernder Beifall begleitete bis zum Schlusse die erste Vorstellung des vierten Localstückes. Die „Landparthie nach Königstein" war gemacht, von deren Strapatzen ich mich erst nach 34 Jahren erholen sollte!

Daß die treffliche Vorstellung dieser ersten „Hampelmanniade“, in welcher jede Rolle bis zur kleinsten herab den geeigneten Darsteller fand, einen Erfolg hatte, wie er in diesem Genre nur ausnahmsweise auf unserer Bühne dagewesen, darf ich wohl, ohne mich einer Uebertreibung schuldig zu machen, hier aussprechen.

Am andern Morgen war die ganze Stadt voll von der großen Neuigkeit!

Wie es häufig der Fall ist, daß der Zuschauer hinter der gelungenen Maske eines Schauspielers immer Jemand heraus wittern will, der darin abkonterfeit sein soll, so hatte man auch diesmal, schon während der Vorstellung, nichts Angelegentlicheres zu thun gehabt, als hin und her zu rathen, wen der Träger der Hauptrolle wohl copirt haben möchte — denn Copie mußte es jedenfalls sein — es war ja alles so natürlich, so aus dem Leben gegriffen! Endlich concentrirte sich die Vox populi auf eine bestimmte Persönlichkeit (man nannte sie mit Namen), die dem Schauspieler als Original zu seinem Bilde gesessen haben müsse. War es ja doch die gleiche Sprechweise, die nämliche Haltung, der besondere Gang, kurz der ganze Mann! Nur Eines wurde nicht in Anschlag gebracht: daß dem Darsteller selbst, diese Persönlichkeit so gut wie fremd war. Ich kannte den Mann zwar von Ansehen, wie man eben in einer kleineren Stadt fast alle Leute mehr oder weniger kennt; aber nie und nirgends hatte ich mit demselben weder eine persönliche Begegnung, noch Gelegenheit gehabt ein Wort zu wechseln, was auch später niemals der Fall war.

Nicht die Portraitirung eines Individuums hatte ich mir zur Aufgabe gestellt, sondern der Repräsentant einer in zahlreichen Exemplaren vorhandenen Gattung sollte es sein, deren charakteristische Züge ich bestrebt war, in einem naturwahren Bilde zusammen zu fassen.

Weit eher hätte man an meinem „Boston-Tisch“ im „Kolleg“ etwas dergleichen aufspüren können; damals, als ich noch Zeit fand einer harmlosen „Groschen-Parthie“ vergnüglich mich hinzugeben, und mich dann kein „Partner“ mehr gaudirte, als der kurze, behäbige, im drabfarbenen langen Ueberrock mit weiten Seitentaschen, selbstgefällig einher watschelnde gutmüthige Patron, mit dem stets vergnügten, eirundförmigen, von Blatterngrübchen nicht ganz verschont gebliebenen Gesicht, dem kohlschwarzen, bürstendichten, à la malcontent geschnittenen Haar, dem sichelförmig zugestutzten Backenbart, der großen vergoldeten Brille, die unaufhörlich nach allen Windrosen sich drehte, dem ewig beweglichen „Maulwerk“, dem ein nie versiegender Strom, bald von Klagen über schlechte Karten, bald von Hoffnungsworten auf gute, bald von Selbsttröstungen bei entschiedenem „Pech“ entquoll, nebst einem unzubemessenden Quantum gemüthlicher Allotria — — Der mag mir allerdings einige Farben auf meine Palette geliefert haben.

Eines tragi-komischen Falles, den man sich Abends nach der Vorstellung erzählte, mag noch hier gedacht werden.

Zur Zeit der ersten Aufführung der „Landparthie nach Königstein" pfiffen noch keine Locomotiven, und blitzten noch keine elektrischen Telegraphen; man fuhr noch seine vier gemüthlichen Stunden, auf grade nicht musterhaft unterhaltenen Wegen, nach dem beliebten Königstein.

Trotzdem war die Kunde des „Ereignisses" bereits dorthin gedrungen, zugleich mit der Nachricht, daß die ganze Vorstellung den zweitfolgenden Tag, am 28., wiederholt werden sollte. Dies reizte die Königsteiner Neugierde in solchem Grade, daß, trotz November-Sturm und Wetter, an genanntem Tage der geräumige Omnibus aus seinem Winterschlafe anfgeweckt und in Bewegung gesetzt wurde, befrachtet mit den Honoratioren des freundlichen Städtchens, und sich von den Höhen des Taunus nach der Stadt am Main hinabbewegte, um am Theatergebäude Halt zu machen. Aber das Schicksal, in Gestalt einer heiseren Kehle, spielte den wackeren Kunstfreunden einen argen Streich!

Denn an der Theaterpforte war unterdessen das bekannte grau weiße Quartblättchen angeheftet worden, mit der ominösen Aufschrift „Theater-Anzeige" und des Inhalts: „Wegen plötzlicher Unpäßlichkeit" ꝛc. ꝛc. Leider fiel die Schuld dieser Kalamität auf mein Haupt — oder vielmehr auf meinen Larynx. Gleich am Tage nach der ersten Vorstellung wurde ich nämlich von einer heftigen Heiserkeit befallen, die sich bis zum darauf folgenden so gesteigert hatte, daß ich kein

lautes Wort sprechen konnte und selbstverständlich an mein Auftreten nicht zu denken war. So sahen sich die guten Königsteiner genöthigt den Rückweg in ihre heimathlichen Berge wieder anzutreten, leider unter andern Witterungsverhältnissen, als denen, unter welchen während der „Saison" gewöhnlich diese Lustreise unternommen wird.

„Nur die Lumpe sind bescheiden", sagt unser großer, ehemaliger Mitbürger. Da ich nach diesem Epitheton just nicht geize, so sage ich geradezu — und mit aller Unbescheidenheit die ich zusammen raffen kann: — ein großer Wurf war mir gelungen! Mit dieser Rolle legte ich das Fundament zu einer Gallerie von Bildern, die, späterhin auf den meisten Bühnen Deutschlands zur Schau gestellt, mir Ehre und Vortheil bringen sollten. Welche Tragweite das eben Geleistete haben sollte, konnte ich natürlich von Anfange an nicht ermessen. Fragte mich doch mein damaliger College und Freund, der vorzugsweise in idealen Regionen zu weilen liebende Rottmayer, als wir uns vor Beginn der vierten Vorstellung auf der Bühne begegneten, mit sauersüßer Miene: „Nun hast Du jetzt bald genug — willst Du das Ding noch öfter spielen?" Ach! wenn er damals hätte ahnen können, daß es länger als eines Menschenalters bedurfte, bis alle Landpartiieen und Eilwagenreisen des baumwollenen Spießbürgers zu ihrem Endziel gelangten!

Während meiner Unpäßlichkeit, die mich übrigens nur wenige Tage auf das Zimmer bannte, konnte ich Grüner nicht sprechen. Offen gestanden, gelüstete es mich, im Gefühle meines Sieges, ihm nun ad oculos zu demonstriren, daß auch Intendanten „sterblich“, daß auch sie bei Beurtheilung neuer Stücke dem Irrthum unterworfen sind. Allein ich hätte Unrecht gehabt. Grüner hatte das Manuscript nicht gelesen. Wer hätte auch ihm, dem Fremden, dem Oestreicher, zumuthen wollen, eine Schrift zu entziffern, die für ihn Hieroglyphe sein mußte. — Als ich nach einigen Tagen wieder das Haus verließ, mochte ich doch nicht zu ihm gehen. Man genirt sich ein wenig nach vorangegangenen Unpäßlichkeiten auf Theater-Büreaux zu erscheinen; man scheut sich vor den säuerlichen Mienen bei dem Empfang; man glaubt aus ihnen bei Heller und Pfennig den Schaden herauslesen zu können, welchen der „Repertoir-Störer“ der Kasse gebracht hat. Auch hatte ich überhaupt nicht die Gewohnheit — zu meinem Nachtheil vielleicht — um das Theaterbüreau herum zu lungern, um gelegentlich auszustöbern, wo der Wind herbläst und was auf dem Barometer dieses Mikrokosmus steigt oder fällt. Seit meiner Benefizvorstellung hatte ich ja auch, für den Augenblick wenigstens, keinen „geschäftlichen“ Grund, dorten zu erscheinen.

Zu jener Zeit waren häufige Wiederholungen, selbst der mit großem Erfolg gegebenen Novitäten, noch nicht gebräuchlich. Man pflegte auf die Herren Actionäre gebührende Rücksicht zu nehmen, die, solidarisch haftbar, für den „Riß" einzustehen hatten. Auch bestand das Logen-Publicum zumeist aus „Stamm-Actionären"; der Gedanke, der die halben, viertel, achtel und sechzehntel Logenplätze ins Dasein rief, schlummerte noch in der Zeiten Schooße. Auch das Parterre-Publicum mußte durch zweckmäßige Abwechslung angezogen werden. Es war in der Regel nur ein kleines Häuflein, das den Kern der eigentlichen „Habitué's" bildete, die allabendlich das Theater besuchten, die beinahe Jedermann kannte, und von denen Manche Decennien lang ihren Sitz auf derselben Stelle der harten, mit Leder überzogenen, und Heu ausgestopften Bänke nahmen, die bei nicht allzuhäufig vorgenommener Reparatur, wo die schadhaften Theile durch hell leuchtendes, hochgelbes Leder ersetzt wurden, alsdann gegen die ältern, noch haltbaren, aber durch den Gebrauch geschwärzten und polirten, lustig genug abstachen, so daß das Ganze, von der Gallerie herab gesehen, einem gigantischen Damenbrette glich. *)

*) Diese Bänke, die unaufhörlich Stoff zu Klagen seitens des Publicums wegen mangelnder Rücklehnen gaben, erhielten sich bis ins Jahr 1855. Sperrsitze kannte man bis zu diesem Zeitpunkte hier nicht. — Ursprünglich hatte das Parterre drei Eingänge, den noch jetzigen mittleren, dann, in der Hälfte der Parterrelogen-Reihe, rechts und links je einen. Bei dem Umbau im

Damals beherrschte Raupach, theils mit seinen Dramen, theils mit seinen geistvollen dramatisirten Satiren, von ihm Lustspiele benannt, das Repertoir. Wie in Berlin Gern, so schuf in Frankfurt Leißring, die stehende Figur des Schelle — zu allgemeinstem Ergötzen. Allein trotzdem folgten sich die Wiederholungen doch nur in längeren Zwischenräumen, während heute die „hausmachernen" Wassersuppen moderner Lustspielfabrikanten allwöchentlich den „ausverkauften" Häusern aufgetischt, und con gusto verzehrt werden!

So hielt es denn Grüner, selbst bei dem bedeutenden, wenn auch vorerst nur lokalen Erfolge des neuen Stückes, für angemessen, bei der am zweiten Tage darauf folgenden ersten Wiederholung, auf dem Theaterzettel, gleichsam als Entschul-

---

Jahre 1827 wurde der Eingang linker Seite in eine Loge umgewandelt, der zur rechten verblieb. Auf diesem schmalen Streifen Fußboden, auf welchem etwa acht Personen nothdürftig Raum finden konnten, stellte sich allabendlich die Crême der Tonangeber und Spektakelmacher ein, weßhalb, seit der Aufführung des „Freischütz", demselben der ominöse Namen „die Wolfsschlucht" beigelegt wurde. Von diesem gefürchteten Winkel aus erging das in den meisten Fällen entscheidende Verdict über Gefallen oder Nichtgefallen der Stücke und der Darsteller. Das Gekröhle, welches bei oppositionellen Kämpfen hier entstand, und sich über den ganzen Saal verbreitete, rechtfertigte zur Genüge diese Namensbezeichnung. Bei dem Umbau des Jahres 1855 mußte endlich auch die berüchtigte Wolfsschlucht einer neuen Loge Platz machen; dagegen fielen die zwei ersten Logen rechts und links am Proscenium weg, an deren Stelle sich jetzt die beiden Eingänge zu den Sperrsitzen befinden.

digung, ein „auf vieles Verlangen" obenan drucken zu lassen! Es waren eben andere Zeiten, die sich indessen bald ändern sollten, als die Leiden und Freuden des „baumwollenen" Reisenden zum Thema einer immer stärker anwachsenden Zahl von Stücken in 5 und 6 Tableaux genommen wurden.

Wenn nun auch Grünern, als Nicht-Einheimischem, das rechte Verständniß dieser Localbilder abging, so unterschätzte er später doch nicht die materiellen Erfolge derselben. So erinnere ich mich lebhaft einer Scene, als er mich eines Abends, geschäftshalber, auf sein Büreau rufen ließ. Er fand sich soeben durch die Unpäßlichkeit eines Mitgliedes in jene, in der Theaterwelt bekannte, „größte Verlegenheit" gesetzt, wodurch seine projectirte Sonntags-Vorstellung, und damit ein voraussichtlich reicher Kassenertrag, in Frage gestellt wurde. Zwar hatte er bereits eine andere Wahl getroffen, aber das Stück reichte für eine Januar-Sonntags-Vorstellung nicht aus. Er besann sich hin und her. „Geben Sie die Landparthie dazu" — warf ich hin; „meint Er?" Allerdings, erwiderte ich, Sie machen ein volles Haus — und wirklich war das Haus an jenem Abend gefüllt bis unter den Giebel. —

So geschah's denn, daß im Laufe des Jahres 1833 Malß, wahrscheinlich von Grüner angespornt, abermals die Umformung eines Stückes in Angriff nahm, wiederum

eines französischen, und deßhalb wie immer reich an drastischem Situationswitz. Es führte den Titel „les Inconvenients d'un Voyage en Diligence", und war in Paris bereits unzählige Male gegeben worden*). Malß taufte es „Herr Hampelmann im Eilwagen".

Nach Vollendung der einzelnen Acte, schickte er mir jedesmal das Manuscript zum Durchlesen nach Hause. Nachdem ich so den fünften, die Aus- und Ankleidescene im Gasthof zu Ochsenfurt, erhalten und gelesen hatte, entfuhr mir unwillkührlich der hierorts und auch anderwärts bekannte Ausruf: „das geht denn doch über's Bohnenlied!" Der lange Monolog mit seinen unzusammenhängenden, abgerissenen Sätzen, erschien mir mehr als fad. Ich nahm mir vor, Malß ernstlichst um eine Ummodelung zu bitten. Allein guter Rath kömmt über Nacht. Als ich am nächsten Morgen den Monolog noch einmal las, verfiel ich plötzlich auf eine Nüancirung, welche der ganzen Scene ein anderes Relief gab. Ich faßte sie nämlich in der Weise auf, daß, während der eigentlichen Action des Aus- und Ankleidens, diese incohärenten Absurditäten und abgerissenen Sätze nur so nebenher liefen, gleichsam als charakteristische Kundgebung Hampelmännischer Ideenassociationen. Es gelang! Grade dieser Act hatte sich bei der ersten Vorstellung sowohl, wie bei allen folgenden, eines großen Erfolges zu erfreuen, welcher sich späterhin noch stei-

*) Der Verfasser dieses, und noch über 200 anderer Stücke, ist Armand d' Artois de Bournonville, gestorben am 17. März 1867.

gerte, als die von Malß zuerst entworfene, dann von mir selbst auf meinen Gastspielreisen vielfach variirte Erzählung eines Conflicts mit der Pariser Polizeibehörde, nachträglich eingeschaltet wurde.

Die Zurüstungen zu diesem Stücke wurden mit vielem Eifer betrieben. Grüner ließ einen Eilwagen anfertigen, der Raum für 12 Personen hatte, und recht gelungen ausfiel; ja sogar in der ersten Zeit der Aufführungen mit vier Postpferden — von Fleisch und Blut — bespannt, und dem dazu gehörigen Postillon versehen, unter Schmettern des bekannten Thurn und Taxis'schen Signals, zum „Rahmhof" hinausfuhr. Späterhin wurde dieser Pferde-Luxus abgestellt, und die Abfahrt des Eilwagens durch eine, wenn auch eben nicht sehr sinnreich erfundene, optische Täuschung den Zuschauern veranschaulicht.

Die einzelnen Rollen waren wieder, bis zu den kleinsten herab, in den besten Händen. Vorzüglich waren Meck, als „reisender Engländer", und Lußberger, als „Darmstädter Accessist". Das israelitische Element kam erst in spätern Vorstellungen durch Hallenstein's Uebernahme der Rolle des „Mayer Hirsch" zur rechten Geltung. „Madame Hampelmann" war nicht nur in den besten, sondern auch in den schönsten Händen, nämlich in denen der jugendlichen und talentvollen Frau Benesch.

So fuhr denn am 30. December 1833 „Hampelmann im Eilwagen" zum Erstenmale zum Thore hinaus, und die vielfachen Unannehmlichkeiten und Fatalitäten, die er auf seiner Reise zu erdulden hatte, ließen das Publikum nicht eher aus dem Lachen kommen, als bis er glücklich bei seinem Freunde Keller in Nürnberg angelangt war. —

„Hampelmann im Eilwagen" nahm als fünftes Localstück „festen Posto" auf dem Repertoir unserer Bühne.

Trotz dem daß anfänglich, wie es bei den Aufführungen der Localstücke fast immer vorkam, die Meinungen getheilt waren, hat sich das Stück späterhin als das wirksamste unter den drei ersten Hampelmanniaden bewährt. Namentlich aber war es, hier sowohl wie außerhalb, die oben erwähnte Ochsenfurter Wirthshausscene, welche stets die allgemeinste Heiterkeit erweckte. Selbst Seydelmann, damals der Löwe des Tages, unter dessen Regie am Königlichen Hoftheater in Stuttgart die Proben vom „Eilwagen" abgehalten wurden, rief mir, mit einem Anflug von Lächeln auf seinem unheimlichen Gesichte, bei dieser Scene zu: „Sie sind doch ein verfluchter Kerl!" — und dieser „verfluchte Kerl" wog mir schwerer, als die Acclamationen der überfüllten Häuser, deren sich dieses Stück dorten zu erfreuen hatte.

Grüner ließ den „Eilwagen", was für damalige Zeit viel war, fünfmal im ersten Monat geben, und schob noch die „Landparthie" dazwischen ein. Es wollte scheinen, als ob ihm über Nacht, wie der berühmten Victoria Regia die

Blüthen, plötzlich eine „Fackel“ aufgegangen wäre, welche diejenige Seite des neuen Genres beleuchtete, die nicht blos für Theaterdirectoren schlechthin, sondern auch für Intendanten einen unwiderstehlichen Reiz hat, nämlich die finanzielle. Die nächste Folge davon war, daß schon mit Anfang des zweiten Monats des eben angetretenen Jahres 1834, die Zahl der Localstücke um ein weiteres vermehrt, und das halbe Dutzend somit voll gemacht werden sollte.

Am 2. Februar des eben genannten Jahres, etwa fünf Wochen nach der ersten Aufführung des „Eilwagens“, fand schon die erste dieser Novität statt, benannt „Herr Hampelmann sucht ein Logis“.

Wie die bisherigen, war auch dieses Stück dem Französischen nachgebildet. Der Titel des Originals lautete: „Appartements à louer“, und war schon von Angely übersetzt und an die Bühnen Norddeutschlands unter dem Titel: „Wohnungen zu vermiethen“ versandt, und auch dorten mit Beifall aufgenommen worden.

Kaum war die Abschrift der Angely'schen Uebersetzung auf dem Büreau des Intendanten angelangt, so mußte Malß heran. Seine Arbeit war indessen für diesmal keine sehr anstrengende. Die Faktur des Stückes gestattete den Localton nur auf eine, nämlich die Hauptrolle zu übertragen, und, mit Ausnahme einer kleinen Rolle, alle übri-

gen in Statu quo zu belassen. Malß vermied absichtlich, was er am Ende hätte thun können, mehr Dialect-Rollen einzufügen, als eben grade nöthig, da ihm die Erfahrung gezeigt hatte, daß die des Dialects einigermaßen mächtigen Darsteller sich zur Uebernahme kleinerer Rollen, als ihrer Stellung unangemessen, nicht immer willig fanden — der Köder des Spielgeldes mangelte noch — und daß die eigentlichen „Dialectiker" nur selten genügende Darsteller waren.

Obschon die Splitterrichter von damals nicht ganz Unrecht haben mochten, die da meinten die Handlung des neuen Stückes sei zur Verlegung auf Frankfurter Boden nicht geeignet; daß solche Quidproquos wohl im großen Paris, aber nicht im kleineren Frankfurt vorkommen könnten; daß der Held dieser Abentheuer keinen Tropfen Frankfurter Blutes in den Adern und keine Faser Hampelmännischen Fleisches am Leibe habe, so trug doch der ächt komische Kern des Lustspiels den Sieg davon.

Die erste Darstellung war zwar keine in allen Theilen so abgerundete, wie man dies an den früheren anerkennend hervorhob. Der Wahrheit die Ehre, ich selbst trug zumeist die Schuld, wenn schon eine allenfalls verzeihliche. Grüner's Eifer, die neu eröffnete Fundgrube so schnell und so tief als möglich auszubeuten, ließ mir nicht die benöthigte Zeit der sehr voluminösen Rolle technisch Herr zu werden, was jederzeit bei der Darstellung den freien Erguß des Humors hemmt. Hatte ich doch erst vor wenigen Wochen die an Bogenzahl nicht minder starke

Eilwagenfahrt zu machen gehabt. Ich bat deshalb um Aufschub — natürlich vergeblich, das Eisen mußte ja geschmiedet werden! Erst in späteren Vorstellungen, nach verdoppeltem Fleiß, der dann um so nothwendiger wird, wenn man am ersten Abend, wie es in der Theatersprache heißt, „geschwommen" hat, bekam ich die Rolle ganz in die Hand, und das Stück setzte sich immer fester in der Gunst des Publicums, ja wurde selbst verschiedenemale mit einem „auf Verlangen" auf dem Theaterzettel distinguirt.

Abgesehen von alle Dem war es uns aber dennoch gelungen die Zuschauer von Anfang bis zu Ende in heiterster Laune zu erhalten, und so durften wir „Hampelmann sucht ein Logis" zu einem sechsten Erfolg auf dem Felde des Localstückes zählen.

Ob und wie Malß für seine bisherigen so trefflichen und der Kassa so einträglichen Leistungen honorirt wurde, blieb uns Allen, begreiflicherweise, ein Geheimniß. Die Spatzen der damaligen Zeit erzählten sich überhaupt noch nicht auf allen Dächern wieviel Herr X. Gage, Herr Y. Spiel- oder Madame Z. Garderobegeld zu beziehen habe; man beobachtete, sowohl von Oben herab als auch unter sich, in dieser Hinsicht eine gewisse Discretion. Späterhin aber wurde dieselbe so gänzlich außer Augen gesetzt, daß an „Gagentagen", wo die mehr

oder weniger schweren Säcke mit „Baar-Contanten“ auf ihrer Rundreise, sammt ihren Trägern, häufig in den umliegenden Bierhäusern Rast machten, die Neugierde der „Frühschoppen-Gäste“ über Inhalt und Vertheilung dieser Säcke an die Interessenten, vollständigste und bereitwilligst gewährte Befriedigung finden konnte.

Malß selbst war in oben angedeuteter Hinsicht nicht minder verschlossen. Duldete er doch nicht einmal, obschon zum öftern dazu aufgefordert, daß sein Name, als Autor seines Originals, wie seiner Bearbeitungen, auf dem Theaterzettel genannt wurde; um viel weniger würde er sich über einen so delicaten Punkt ausgelassen haben.

So vernahmen wir denn Alle mit freudigem Antheil, daß nun auch Malß „gebenefizt“ werden sollte, d. h. daß ihm als Lohn für seine der Theaterkasse so reichen Gewinn bringende Arbeiten eine Benefizvorstellung zugesagt worden war.

Malß bearbeitete zu diesem Zweck das abermals dem Französischen entlehnte hübsche Vaudeville: „Les Cuisinières“, und betitelte es: „Die Jungfern Köchinnen“ — eine seiner gelungensten Productionen.

Die erste Besetzung dieses Stückes war, mit einer Ausnahme, eine ganz vorzügliche. Voran, in erster Linie stand Caroline Lindner, als Köchin „Frenz“.

Mancher Leser dieser Blätter dürfte sich noch erinnern sie in dieser Rolle, zumal bei den ersten Aufführungen, gesehen zu haben; eine Rolle in welcher sie mit höchster Naturwahrheit, bis zu den kleinsten Details herab ein Bild

gab, dessen Conturen des Stifts eines Teniers nicht unwürdig gewesen wären.

Caroline Lindner stand damals in der Periode des Uebergangs aus dem Fache der jugendlichen, in das der sogenannten „gesetzten" Liebhaberinnen und „jungen Wittwen". Zwar spielte sie noch immer, und zur Freude aller Kunstfreunde auch für längere Zeit noch, ihre großartigen Schöpfungen: „Klärchen" (Egmont) und ihre beiden Margarethen (Faust — Hagestolzen). Aber sie griff nun auch nach dem Dolche Melpomenes, ohne ihn jedoch mit der Kraft zu schwingen, welche ihren Verehrern eine Enttäuschung hätte ersparen können. — Im Herbste desselben Jahres trat sie zum Erstenmale als Lady Macbeth auf.

Doch wenden wir uns wieder — ein etwas schneidender Kontrast zwar — zur Köchin „Frenz". Betrachten wir die dralle Gestalt im knappen, dunkel-cattunenen Kleide mit kurzen Aermeln, mit dem glatt nach rückwärts gestrichenen Haare, dem etwas vollen Oval des Gesichtes, den sprechenden großen blauen Augen, und sehen wir sie eintreten mit dem schwer beladenen Marktkorb am Arme, wie sie mit einem, ihren Originalen trefflich nachgeahmten „Schwupps", die Last auf den in der Mitte der Bühne stehenden Küchentisch schwingt, und dabei mit einem „Schnaufer", und einer den Schweiß auf der Stirne trocknenden Handbewegung, die Worte spricht: „krie die Kränk' Offebach"! — ein Lieblingsausruf der vorzugsweise an den Ufern des Maines beschäftigten hiesigen Einwohner, der übrigens durchaus kein

Uebelwollen gegen unsere freundliche Nachbarstadt involvirt. — Sehen wir sie ferner, wie sie mit allerliebster „Wasserstein's-Mamsell" Koketterie die schwachen Seiten ihres weißköpfigen Anbeters und Herrn, den um sein „Frenzemännche" herumschnüffelnden, nuschelnden, kupfernasigen, Wein und Weiber-liebenden „Herrn Hammel", so gewandt auszubeuten versteht; wie sie mit einer Virtuosität, welche dem Verfasser des berühmten, in mehr als 20 Auflagen erschienenen Schünemann'schen Kochbuches zur Ehre gereicht haben würde, ihr Dinér, vom Spalten des benöthigten Brennholzes an, bis zum endlichen Auftragen der, durch die Bosheit ihrer Concurrentin angebrannten Schüsseln, in all' seinen zahllosen Details bereitet — wie sie ihrem „Musjé Peter", ihrem offiziellen Courmacher und flottem „Mexkerborsch", der sie zu ehelichen gelobt — wohlverstanden erst nach vorgängigem Hintritt der eventuellen „Wittfraa", mit deren Hand er zugleich das früher für so werthvoll gehaltene Bürgerrecht der Freien Stadt zu erwerben hofft — wie sie ihm den unter dem Wasserstein hervorgezogenen Pack „Daskalias" behändigt, mit der Bitte um baldiges Nachliefern der Fortsetzung der Geschichte „dieses Alonzo"! „dieses Menschen!" wie sie schwärmerisch ausruft, „der so ächt, ach so ächt is"! — Eine Photographie sollte es geben, die es vermöchte solche Bilder nicht blos in ihren Umrissen, sondern auch mit dem lebendigen Ton der Rede, dem wechselnden Ausdruck des Blickes, der Mannichfaltigkeit der Geberde zu fixiren!

Ehrende Anerkennung verdienstlichem Wirken — und so mag hier erinnert werden, daß mit der Rolle der „Frau Hammel" das jugendliche Antlitz der damaligen „Nanny Hoffmann", später Frau Röhrig, deren unerwarteten und frühen Heimgang wir vor Kurzem zu beklagen hatten, zum zweitenmale unter die Haube der Matrone schlüpfte, nachdem kurz vorher die fleißige Schauspielerin nach Abgang der Frau Benesch die „Frau Hampelmann" in der Eilwagenreise gespielt hatte; von da an geleitete sie mich treu und wacker auf allen meinen Excursionen bis zum Schluß.

Mit den am 16. Februar 1835

„Zum Vortheil des Verfassers des
Bürger-Capitains und der Hampelmanniaden"

unter allgemeinstem Beifall des in allen Theilen vollen Hauses aufgeführten „Jungfern Köchinnen", welchen „das Stündchen in Tivoli" voranging, war die Zahl der Localstücke auf sieben gestiegen.

Wenn auch die Anzahl der Vorstellungen, welche dieses allerliebste Genrebild erreichte, weit hinter der der früheren Stücke dieser Gattung zurückbleiben sollte, so lag dies nicht etwa an einer kühleren Aufnahme seitens des Publicums, sondern nur an den theils wirklichen, theils vorgeschützten Schwierigkeiten, welche die Herbeischaffung der allerdings ungewöhnlich zahlreichen Requisiten und was sonst noch damit zusammenhing, verursachten; theils auch an den, mitunter begründeten, Entschuldigungen und Weigerungen der

Darsteller; wozu bald nachher noch Lücken in der ursprünglichen Rollen-Besetzung kamen, veranlaßt durch den Abgang einiger Mitglieder.

Daß trotz den vorzüglichen Leistungen auch diesesmal wieder oppositionelle Stimmen laut wurden, verstand sich von selbst. Sie waren aber grade nicht unter den „Gründlingen des Parterres“ zu suchen, sondern vielmehr auf den Sitzen der haute volée. „Köchinnen! Küche! fi donc!“ — Malß benutzte die Gelegenheit, um in seiner später im Druck erschienen Vorrede zu den „Jungfern Köchinnen“, diese Blasirten in amüsantester Weise zu geißeln, und seine Philippica wird auch heute noch den Leser ergötzen *).

Wie bereits erwähnt, hatte das Benefiz-System immer weiter um sich gegriffen, und nahm zuletzt „kolossale Dimensionen“ an. Da garantirte Benefizantheile zu den seltenen Ausnahmen gehörten, so hatten nun, in Folge der sich steigernden Concurrenz, die Benefizianten öfters große Mühe ein entsprechendes Programm zusammen zu stellen. Jeder war emsig bestrebt das seinige so anlockend wie nur immer möglich zu machen. Auch wurde es bald Gebrauch neben dem Theaterzettel noch besondere Einladungs-Programme an Logeninhaber und Theaterfreunde im Allgemeinen vertheilen zu

---

*) Findet sich in seinen gesammelten Werken, Sauerländer's Verlag.

lassen, welche je nach Geschmack der Benefizianten mehr oder weniger luxuriös ausgestattet waren. Was war natürlicher, als daß bei den ergiebigen Kassenerfolgen der Localstücke die Betreffenden vorzugsweise sich nach Novitäten in dem so beliebten Genre umthaten, und zunächst ihren Blick auf den Schöpfer derselben richteten. Allein Malß wurde ernster; er schien die Lust an diesen Arbeiten verloren zu haben. Leider wurde es zur Thatsache, daß mit dem siebenten Localstücke, dem eben besprochenen, seine Thätigkeit auf diesem, von ihm so glücklich bearbeiteten Felde, zum allzu frühen Abschluß gelangte; denn wenn er auch an zwei später zu erwähnenden Stücken nicht ganz unbetheiligt war, so beschränkte sich doch seine „Collaboration" nur auf einige mehr oder weniger erhebliche Retouchen. Ein Ganzes lieferte er nicht mehr. —

Dem Malß'schen Benefiz folgten in wenigen Monaten andere siebzehn!

Becker rüstete bereits zu dem seinigen, das schon im Monat August stattfinden sollte.

Es war im Hochsommer des Jahres 1835, als dieser geschätzter Kollege mich mit seinem Besuche beehrte, und mir das voluminöse Manuscript eines neuen Localstückes vorlegte — nicht von Malß, sondern von einem anonymen Verfasser. Becker bemerkte mir, daß er dieses Stück zu seiner baldigst

zu gebenden Benefizvorstellung gewählt, das, wie er mir im Voraus versichern könne, eine vorzügliche Arbeit sei, und zwar die eines hochgestellten Mannes, welcher indessen die strengste Anonymität gewahrt wissen wolle. Nach solcher Aeußerung würde es indiscret gewesen sein mit weiteren Fragen in ihn zu dringen; ich nahm deshalb das so warm empfohlene Manuscript in Empfang, mit der Versicherung ihm die verdiente Aufmerksamkeit schenken, und die mir zugedachte Rolle nach bestem Vermögen ausführen zu wollen.

Leider befand ich mich schon nach dem ersten Durchlesen in entschiedenem Gegensatz zu meinem Kollegen, und auch ein zweites konnte meine Ansicht von der Unbrauchbarkeit des Stückes nicht im Geringsten modifiziren. Hier wollte sich „kein Gebild gestalten“, und seufzend legte ich das dickleibige Manuscript aus den Händen!

Becker schien durch meine offen und ehrlich ausgesprochene Meinung über den Werth des Stückes verletzt. Er meinte, daß ich mich wohl in meiner Beurtheilung übereilt haben könnte; daß, wie er wiederholt betonte, das fragliche Werk einen „hochgestellten“ Mann zum Verfasser habe, daß die Theater-Ober-Direction es geprüft und angenommen — daß — kurz, daß er es nun einmal zum Benefiz geben wolle, und damit ein volles Haus zu machen hoffe. — Gegen solche Argumente gab's nun freilich keine Einrede, und ich hatte für die nächsten Wochen Arbeit vollauf, um den widerstrebenden Stoff meinem Gedächtnisse einzupflastern. —

Becker's Ansicht über die Vorzüglichkeit des Stückes wurde indessen vom Publicum, das sich allerdings trotz der Sommerhitze „en masse" eingefunden hatte, leider nicht getheilt. Anstatt der üblichen Zahl „Sieben" sollte diesmal die „Achte" zu der ominösen werden, die den ersten Fiasko der Localstücke bezeichnete!

Nach der am 26. August 1835 stattgehabten ersten Aufführung von:

„Die Brunnenfahrt"
oder:
„Kabale und Liebe"
„Frankfurter borjerlich original Lust- und Kabalespiel
in drei Abtheilungen"

folgte am 31. desselben Monats eine, laut Theaterzettel abgekürzte, zweite und letzte, worauf das Manuscript dem großen Schranke anvertraut wurde, in welchem Hunderte seiner Leidensbrüder, mit fingerdickem Staub bedeckt, vergeblich ihrer Wiedererweckung harren.

Hätte ich nach dieser eclatanten Niederlage etwa einige Freude verspüren wollen, daß meine Ansicht über das fragliche Stück von Seiten des Publicums ratifizirt worden, so wäre sie mir schnell genug „versalzen" gewesen, indem das damals stark in Theaterkritik machende Konversations-Blatt der kon-

servativen Postzeitung sofort einen fulminanten Artikel losließ, wie man wissen wollte aus der Feder des „hochgestellten Mannes“ selber, in welchem ich in den üblichen Phrasen heruntergemacht und die alleinige Schuld der übeln Aufnahme des Stückes mir in die Schuhe geschoben wurde — meiner Unlust an der Rolle — — meinem Nicht-Wollen —! —

Den Bestimmungen meines damaligen Contractes zufolge, hatte ich keinen jährlichen Benefizantheil zu beanspruchen, sondern nur von je zwei zu zwei Jahren war mir ein 2/3-Antheil, und in dem dazwischen fallenden Jahre ein Reiseurlaub von sechs Wochen zugesagt. So kam es denn, daß mein zweites Benefiz erst in die Wintersaison von 1835—36 fiel. Die Wahl war im Augenblicke eine schwierige. Vom Träger der Hauptrollen der Localstücke, erwartete das Publicum an dessen „Ehrentage“, wie man sich damals noch naiverweise ausdrückte, eine effectvolle Neuigkeit im beliebten Genre, das bisher Gebotene wo möglich noch überbietend! Aber woher nehmen? da Malß, wie schon erwähnt, die Lust an diesen Dingen verloren zu haben schien.

Wien, welches damals ausschließlich das „Reich“ mit Possen versah — versteht sich „Local-Possen“ — hatte zwar nach längerer Pause „Zu ebener Erde und

ersten Stock" eingesendet, wonach ich gerne gegriffen hätte. Aber der Herr Intendant hatte das, von der Fama bereits weithin ausposaunte Stück, schon von vornherein zu seinem eigenen Benefiz ausersehen, und was noch fataler war, die Aufführung desselben zwei Tage vor dem meinigen auf dem Repertoire angesetzt. Hier war nun der Benefiziant arg in der Klemme, als er im zufälligen Gespräch über den leidigen Gegenstand durch die hingeworfene Aeußerung eines Dritten auf einen Gedanken gerieth, der, wenn auch kein besonders glücklicher, dennoch praktisch genug war ihn aus der augenblicklichen Verlegenheit zu ziehen.

Schon im Jahre 1794 war unter dem Titel: „Der Prorector" ein „Lustspiel in 2 Aufzügen", in Frankfurter Mundart erschienen, mit folgender Angabe der Zeit und des Orts der Handlung:

> „Die Geschichte fiel an einem Mittwoch Morgen im
> „Jahr 1793 vor. Der Schauplatz ist in Sekunda
> „des Frankfurter Gymnasiums."

Daß dieser Schuldialog zu seiner Zeit nicht geringes Aufsehen machen mochte, beweist Malß' Hinweis darauf an einer Stelle seiner versifizirten Vorrede zum Bürger-Capitain und in der darin angehängten Note, worin er „gerne gesteht, daß diese Kleinigkeit ihm die erste Idee zu gegenwärtiger Komödie gegeben". Der originelle „Primaner", wie ihn die Malß'sche Note nennt, der das Gespräch geschrieben, sollte einige 30 Jahre später in neuer Ausgabe auf dem Weltmarkt erscheinen. Ein geistreicher und witziger Kopf,

Cand. Theol., hatte sich ebenfalls einen Pädagogen zur Zielscheibe seines Humors ausersehen, und ein Büchlein drucken lassen unter folgendem Titel:

„Der Gräff, wie er leibt und lebt."
„Eine wahrhaftige Schulscene, aus den Papieren eines Erstklässers."

So wenig wie der „Prorector", war auch diese „Schulscene" ein bühnengerechtes Stück. Allein Benefizianten in der Klemme können nicht immer alle Steine des Anstoßes aus dem Wege räumen; sie müssen leider manchmal „sich gelassen über Verhältnisse hinaussetzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden". Als mildernden Umstand darf ich hinzufügen, daß der Gedanke dies Stück aufzuführen nicht, wie oben angedeutet, ausschließlich meinem Gehirn entsprungen.

Malß machte einige Retouchen, gab der Kleinigkeit den Titel: „Die Quartierschule", und verwandelte den Namen des Ehrenmannes, der einst in seiner „Quartierschule", Komödienplatz Nr. 9 (neu), zu ebener Erde — wo heute Cigarren und Lotterieloose zum Kauf zu haben sind — den gefürchteten Baculus über eine Schaar von Mädchen und Buben, unter welchen letzteren ich mich ebenfalls befand, geschwungen, — in einen „Prügelmann", was keineswegs dem Charakter des milden, kinderfreundlichen Mannes entsprach, der wohl drohen, aber nicht strafen konnte.

Die locale Lockspeise war nun hergerichtet, wobei ich mich einiger Gewissensbisse nicht erwehren konnte, wenn mir das Bild des würdigen Mannes in die Erinnerung trat, der mich

das A B C so trefflich gelehrt, und dem ich nun in so schnöder Weise dafür zu lohnen im Begriffe stand!

Nach Erledigung des Hauptpunktes, fiel die Wahl einer passenden Zugabe nicht schwer. „Die wandernden Komödianten", noch immer in hoher Gunst bei dem Publicum, mußten abermals die helfende Hand reichen. Am 25. März 1836 wurde diese Oper zu meinem Benefize aufgeführt und hierauf:

Zum Erstenmale:

„Die Quartierschule",

Localskizze in 1 Aufzug.

Die Darstellung dieser Localskizze fand — wider Erwarten — nachsichtige Aufnahme.

Das Publicum damaliger Zeit war noch ein compakter Stamm Alt-Frankfurter, mitunter sehr heicklich, und nicht immer geneigt alles Gebotene nur so „Mir nichts, Dir nichts" charmant zu finden. Deshalb hegte ich nicht geringe Besorgniß über den Erfolg eines Stückes, das eigentlich kein Stück war. Allein die Stimmung des vollen Hauses zeigte sich von vornherein gut, man ließ sich den Spaß gefallen und lachte tüchtig. Einige Tage später fand die erste Wiederholung statt, die auch zu gleicher Zeit die letzte dieses, unter den Localstücken als „Neuntes" zu bezeichnenden Schwankes war, worauf derselbe für immer ad acta gelegt wurde.

Wenige Wochen nur waren seit diesem Benefizabende verstrichen, als eine abermalige Umwandlung der Administration unseres Theaters stattfand, und die Geschichte desselben in eine neue Phase treten sollte.

Grüner's Verwaltung hatte nach und nach Widersacher gefunden. Eine „kleine aber mächtige Parthei“ hatte sich gebildet um seinen Sturz herbeizuführen. Die Ursachen dieser Anfeindung vermag ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Ich kümmerte mich, wie schon angedeutet, wenig um Directionsangelegenheiten, und hatte mich ja auch im Grunde genommen nicht darum zu kümmern. Ich kann daher über diese Verhältnisse nur im Allgemeinen sagen, was damals in aller Leute Mund war — ohne Präjudiz! — Grüner's Privatverhältnisse schienen nicht die besten, und gaben Stoff zu mancherlei Bemerkungen. Auch das Hierherverpflanzen einiger Darmstädter Theatermitglieder hatte ihm manches Uebelwollen zugezogen; so wie nicht weniger die Anstellung seines hierzu unbefähigten Sohnes als Secretair der Theater-Ober-Direction, große Mißbilligung fand. Zu dem allen mögen sich auch noch häusliche Unannehmlichkeiten gesellt haben, welche, nach Außen verbreitet, in absichtlicher Entstellung vielleicht, die üble Stimmung gegen ihn vermehrten.

Wie dem nun gewesen sein mag, das Schlußergebniß war: daß Grüner am 30. April 1836 seine Stelle als Intendant niederlegte, und unsere Stadt bald darauf verließ.

Banquier Leerse, der frühere, langjährige Leiter des Theaters, welcher die Anstellung Grüner's nur ungern

gesehen, und in Folge davon sich mürrisch von den Verwaltungsgeschäften zurückgezogen hatte, schwang sich jetzo mit Behagen wieder auf den mehr als zwanzig Jahre innegehabten Präsidentenstuhl. Leider sollte der geachtete Mann, der Anmaßlichkeiten gegenüber wohl das Rauhe herauszukehren wußte, dagegen billigem Verlangen nie sein Ohr verschloß und kein Falsch kannte, das Vergnügen eine langgewöhnte Lieblingsbeschäftigung wiederum aufnehmen zu können, nur kurze Zeit genießen. Bereits in vorgerückten Jahren stehend, wurde er bald darauf von einem langwierigen Leiden befallen. Das Jahr 1838 fand ihn nicht mehr an seiner Stelle, und sein Tod erfolgte im April 1840.

Nach dem Abgange Grüner's, welcher in der letzten Zeit auch noch an Becker's Stelle die Regie übernommen hatte, wurde Meck zum Regisseur ernannt. In den ersten Monaten des darauffolgenden Jahres, 1837, sollte seine Benefizvorstellung stattfinden. Meck kannte, wie Keiner, sein Publicum, und blieb deshalb bei der Wahl eines Stückes auf dem „graden Weg — dem besten“ zu vollen Häusern, den er vor fünf Jahren schon mit Glück betreten hatte. Er spürte umher nach einem neuen Localstücke, oder vielmehr nach einem neuen Stücke zum „Localisiren“, und glaubte endlich ein diesem Zwecke entsprechendes gefunden zu haben, dessen



ursprünglicher Titel mir nicht mehr erinnerlich ist und der sich auch nicht mehr in den Registern der Theaterbibliothek vorfindet. Nur der Name des Verfassers, Lotz, steht noch dorten verzeichnet.

Meck legte selbst Hand an um das Lustspiel „frankforterisch" zu machen; Malß retouchirte hier und da, und nachdem der Umguß so gut es gehen wollte vollendet war, erhielt es in der Taufe den Namen: „Die Erbin von Bockenheim". —

Der Inhalt läßt sich mit zwei Worten sagen.

Die „Erbin" fungirt als Köchin in einer anständigen Frankfurter Familie. Hausfreund derselben ist der reiche, angesehene, ältliche Banquier Hecht, ein Junggeselle vom reinsten Wasser, der an Alles, nur nicht an's Heirathen denkt. Unverhofft fällt der Bockenheimer Köchin eine enorme Erbschaft zu, und — siehe da! der reiche, angesehene, ältliche Banquier ist mit Einemmale von seiner Ehescheu kurirt, und legt der Kurhessischen Unschuld Herz und Hand zu Füßen. Allein eben so unverhofft fliegt plötzlich die Erbschaft der Köchin in Dampf und Rauch zum Schornstein hinaus, und die Passion des Herrn Banquier selbstverständlich mit.

Caroline Lindner hatte die ihres Talentes unwürdige Rolle der „Köchin" übernehmen müssen; mir selbst fiel die Aufgabe zu, den Banquier Hecht zu personifiziren.

Lag es nun an den Darstellern oder an dem Stücke selber — genug, unser liebes Publicum fand das ihm vorgesetzte Gericht durchaus nicht nach seinem Geschmack, und ward selbst bitterböse. In gewissen Regionen wurde das

Ganze als ein grober Mißgriff schonungslos verurtheilt. „Laßt Euch genügen an Eueren Hampelmännern, Weißbindern und Schustern, mit denen treibt Spaß so viel Ihr wollt — aber Respect vor dem Banquier!"

So hatten wir denn abermals eine Niederlage zu beklagen, in Folge deren das am 15. März 1837 zum Erstenmale aufgeführte zehnte Localstück: „Die Erbin von Bockenheim", neben seinen zwei bereits bestäubten Leidensgefährten aus den Jahren 1835 und 1836, zu ungestörter Ruhe den Fächern der Theaterbibliothek anvertraut wurde.

Ein Jahr war verflossen seit diesem fatalen Fiasko, als die Reihe wieder an mich kam und die Wahl eines Stückes zu meiner herannahenden Benefizvorstellung mit „all' ihren Schrecken", d. h. mit all' ihren unvermeidlichen Plackereien, mir den Kopf gehörig warm machte.

Zufällig fiel mir ein französisches Vaudeville in die Hände, betitelt: „Les Cabinets particuliers." Der Gang des kleinen Stückes war in so fern neu und ungewöhnlich, als der Darsteller der Hauptrolle sich von Anfang an unter den Zuschauern selbst befindet und dann noch mehrere sprechende Personen auf verschiedenen Plätzen des Saales vertheilt sind.

Dies „Folie-Vaudeville" war 1832 zum Erstenmale in Paris „sur le Théâtre et dans la Salle du Vau-

deville“ aufgeführt worden, mit dem berühmten, heute noch vortrefflichen Komiker Arnal in der Hauptrolle. In Berlin, wo damals noch stehendes französisches Theater im K. Schauspielhause war, spielte der beliebte Komiker Francisque die Rolle des „Streichfeuerzeugfabrikanten“ zum Ergötzen der Hohen und Allerhöchsten Herrschaften. Seitdem ist die Idee dieser Situation noch in mehreren anderen Stücken zur Anwendung gekommen, wie z. B. in: „Un scandale“, im „Vater der Debütantin“, im „Theatralischen Unsinn“, u. s. w. Ja, bei meinem vorjährigen Aufenthalt in Paris sah ich im Theater de la Porte St. Martin, gelegentlich der Aufführung der „Parisiens à Londres“, im letzten Acte das ganze spielende Personale sich in zwei Logen des ersten Ranges, unmittelbar neben der Prosceniums-Loge, versammeln, um von dort aus das in der That wundervolle Ballet mit anzusehen, welches diese Herren und Damen mit einer Fluth von „Calembours“ accompagnirten, die gerade nicht alle zu den gewähltesten gehörten.

Da nun im Augenblicke keine geeignete Novität vorhanden, das Publicum aber von mir nicht allein „Locales“, sondern auch „Neues“ zu erwarten gewöhnt war, so wußte ich mich aus dieser Klemme nicht anders herauszuziehen, als durch den kühnen Entschluß, selbst einmal mit „Frankforterisiren“ eines gegebenen Stoffes mein Heil zu versuchen. Verlockt durch die vielen drolligen Situationen, fiel meine Wahl auf dies „Folie-Vaudeville“, eine Wahl die, wenn ich sie drei Decennien später zu treffen gehabt hätte, vielleicht eine

glückliche zu nennen gewesen wäre! — vide: Pechschulze und Genossen!

Unverzüglich machte ich mich an die Arbeit, nicht ohne vorher erst einige des Theaters kundige Freunde darüber zu Rathe zu ziehen, welche denn auch die Freundlichkeit hatten meine Idee ganz vortrefflich zu finden. Die Bearbeitung war bald beendigt und ich reichte das Stück bei der Ober-Direction ein, mit dem Ersuchen um Genehmigung es zu meinem Benefize, und zwar in Begleitung der Oper: „Die Schwestern von Prag", geben zu dürfen.

Allein ganz unerwartet stieß ich hier auf Hindernisse. Ein Protocoll-Auszug der Ober-Direction verweigerte die Genehmigung zur Aufführung aus dem Grunde, daß: „ein „Ueberziehen von der Scene in's Auditorium und vice versa „nur Anlaß zu improvisirten Wiederholungen von Seiten „des Publicums bei andern Gelegenheiten gäbe, ein Ge-„brauch, welchem jede Theaterverwaltung verpflichtet ist, ent-„gegen zu wirken". —

Allein diese erste Weigerung entmuthigte mich nicht. Ich petitionirte auf's Neue, indem ich mich, unter mehreren andern Motiven, auch auf die Aufführungen im K. Schauspielhause in Berlin berief. Endlich erhielt ich als Final-Beschluß die Bedingung gestellt: „daß die Handlung der Posse den Rahmen der Bühne nicht überschreite." Ich änderte sofort einige Scenen, um die Mitwirkung von Personen außerhalb der Bühne entbehrlich zu machen, und beschränkte mein Erscheinen im Auditorium auf die untere Prosceniums-Loge, dem

Zuschauer rechts, deren Benutzung an diesem Abende die damalige Eigenthümerin mir freundlichst gestattete. Nachdem ich diese „Amendements" der Ober-Direction vorgelegt, erhielt ich endlich die definitive Bewilligung, unter dem Androhen jedoch, daß ich für jede Uebertretung oben genannter Bedingung verantwortlich bleiben solle! —

So sah ich denn, nicht ohne bängliche Gefühle, dem verhängnißvollen Abende entgegen. —

Schon die Proben waren für den angehenden Autor eben nicht sehr ermuthigend. Ohne daß die werthen Collegen die gewohnte Courtoisie außer Augen gesetzt hätten, ja selbst, wie das bei absonderlichen Gelegenheiten wohl vorkömmt, sie noch in verstärkterem Maße beobachteten, fühlte man doch aus jedem Wort, sah man aus jeder Miene, daß die Sache „nicht geheuer war"!

Die „Schwestern von Prag" eröffneten die Vorstellung des 2. April 1838, und fanden wie immer großen Beifall. Nun kam die Reihe an das neue Localstück, welches den die Neugierde auf's Höchste spannenden Titel trug:

„Herr Hampelmann als Schauspieler",
Posse in einem Act.

— von Wem? — Das verschwieg der Theaterzettel bescheidentlich.

Stücke der Art, wo der Darsteller sich unter die Zuschauer mischt, und vom Parterre oder den Logen aus Anreden an die Mitspielenden hält, überraschen heut zu Tage Niemand mehr, da sie nach und nach auf zweiten Theatern der Residenzen und auf Sommerbühnen überall zur Genüge bekannt geworden sind. Man muß sich deßhalb 30 Jahre

zurückversetzen um eine Vorstellung zu haben, welchen Eindruck es auf das überraschte Publicum machte, als, nachdem bereits mehrere Scenen gespielt, Herr Hampelmann, bisher in der Loge verborgen und den Zuschauern nicht sichtbar, nun plötzlich mit dem Kopfe aus derselben herausfährt, und, dem Darsteller auf der Bühne in die Rede fallend, eine lange Ansprache an das Publicum zum Besten gibt, vom Regisseur, der unterdessen auf dem Theater erschienen ist, zur Ordnung gewiesen wird; dann selbst die Bühne betritt, sich die Rolle des Schauspielers, den er zu ersetzen gedenkt, reichen läßt, diese Rolle unter allen möglichen Wortverdrehungen abliest, schließlich, von Prügeln bedroht, sich von der Bühne in's Orchester retirirt, von da aus die Spielenden anredet, und unter allgemeinem Getümmel alsdann der Vorhang fällt — — und mit ihm das Stück in bodenlosen Abgrund!!

Gleich drückender Schwüle bei herannahendem Gewitter lagerte schon von Anfang des Stückes an eine unheimliche Stimmung auf dem Auditorium. Nun brach das Wetter los! Alle Schleusen des Zornes unseres geehrten Publicums öffneten sich jetzt über dem Haupte des unglücklichen Beneficianten und anonymen Autors! Zischen und Lachen, Pfeifen und Applaudiren, Bravos und Stampfen, wechselten in kaleidoscopischer Schnelle!

Im Vorgefühle einer Katastrophe hatte ich, auf das Schlimmste gefaßt, einige Vorbereitung getroffen. In einer Secunde war mein Kostüm gewechselt, in der zweiten stand ich im dunkeln Ueberwurf und „abgeschminkt“, mit

meinem „Straßengesicht“, draußen im Sturm, und suchte in wohlgesetzter Entschuldigungsrede ihn zu beschwören! — Aber Alles umsonst!! Weder meine 23jährigen Dienste, noch die Anzahl der gelungenen Rollen in diesem beliebten Genre, womit ich bei einem milder richtenden Publicum vielleicht einigen Anspruch auf Nachsicht, namentlich unter obwaltenden Umständen, hätte zur Geltung bringen können, fruchteten nicht das Geringste. Keine Entschuldigung nutzte Etwas gegenüber diesem fast zornig aufgeregten und deshalb vielleicht allzustrengen Richter!

Die Niederlage war complett!

Der Benefiziant wiegte sich nach diesem Sturm- und Drang-Abend eben nicht in den angenehmsten Träumen. Der Morgen fand ihn in trübster Stimmung, die noch trüber wurde bei dem Gedanken an das Dutzend Federn, die sich nun spitzten und in gallichte Tinte tauchten, um in eben so vielen Blättern seine Niederlage nach allen Richtungen der Windrose zu verkünden, und den durchgefallenen Mimen und Autor mit ihrer schärfsten Lauge zu übergießen. Gerne hätte er, um den Fleck abzuwaschen, auf die ansehnliche Einnahme pro rata seines Antheils verzichtet, und sprach selbst darüber mit einem Freunde, welcher als kluger Mann ihm die Absurdität eines solchen Gebahrens eindringlich vorstellte. Zum Glück ward ihm schon nach wenigen Tagen Gelegenheit ge-

boten, in einer neuen, brillanten Rolle die Scharte möglichst auszuwetzen*), und auch eine schnell darauf folgende Aufführung des Bürger-Capitains trug dazu bei die Dinge wieder-in's Gleis zu bringen.

Unterdessen war die Stimmung unter den Actionairen immer unzufriedener geworden. Man schien sich von allen Seiten nach dem endlichen Loskommen von solch lästigen Verbindlichkeiten zu sehnen. Nach Leerse's Rücktritt wurde der Beschluß gefaßt das Theater vom Mai 1839 ab, bis Mai 1842, unter Aufsicht der Ober-Direction, der Leitung dreier Directoren zu übergeben, und denselben eine fixirte Garantie für die, wie es schien, unvermeidlichen Deficits zu bewilligen.**) Mit Ende April 1842 sollte alsdann die Liquidation erfolgen, und der Actionairverband sein definitives Ende nehmen. Zu den beiden bisherigen Directoren Guhr und Malß, wurde Meck als Dritter erwählt; das Präsidium übernahm Herr Belli-Gontard.

Diese Wendung der Dinge erregte bei allen Theatermitgliedern die größten Besorgnisse. Man bangte vor der Auflösung einer Gesellschaft, in welcher man die einzige Garantie für das Bestehen des Theaters zu finden vermeinte. Man erschrak bei dem Gedanken, daß das seit einem halben Jahr-

---

*) Valentin, im „Verschwender".

**) Sie belief sich auf 20,000 fl.

hundert von so vielen reichen Leuten patronisirte Institut, nun in die Hände eines Privatunternehmers, eines Speculanten, gelangen sollte, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß dies Schlimmste noch abgewendet werden, die Actionairgesellschaft zuletzt doch wieder sich einigen und den alten Gewohnheiten treu bleiben möchte. Hatte man doch noch volle drei Jahre Zeit! — Zeit gewonnen, Alles gewonnen! — Und damit beruhigte man sich vorläufig.

Die neue Direction, Guhr, Malß und Meck, war unterdessen am 1. Mai 1839 in's Leben getreten. Eine merkliche Abweichung vom gewohnten Gange war nicht wahrzunehmen, und es blieb einstweilen noch Alles beim Alten. Auch die Benefizvorstellungen fanden in gewohnter Anzahl und Weise statt; nur daß es scheinen wollte, als ob, vielleicht in Erinnerung an das Mißgeschick des 2. April 1838, die Lust am Localisiren nachgelassen habe.

Auf Malß war jetzo, zumal in seiner neuen Stellung, in welche ihn wohl gegen seinen Willen die Verhältnisse gedrängt, ohnedem nicht mehr zu rechnen.

So nahte allgemach das Jahr 1841 heran. Unser vielbeschäftigter und bei dem Publicum beliebter College, August Grahn, hatte mit der Direction eine Uebereinkunft getroffen, in Folge deren er seinen sechswöchentlichen Urlaub gegen einen

halben Benefiz-Antheil vertauschte. Es war dies sein erstes Benefiz, und deshalb bemühte er sich eine möglichst interessante und anziehende Wahl zu treffen.

Diesem Umstande mag es vielleicht zum Theil zu verdanken gewesen sein, daß, nach längerer Pause, plötzlich ein neuer Kämpe sich auf den Local-Pegasus schwang, um mit rüstiger Kraft eine Lanze zu brechen.

E. H. A. Hallenstein, der sich bereits in mannigfachen Formen im Gebiet des heiteren Genres zum Ergötzen seiner Freunde versucht hatte, kam auf den Gedanken das Localstück in ein parodistisches Gewand zu kleiden. Scribe's „Glas Wasser", ein damals sehr beliebtes Repertoirestück, diente ihm als Unterlage. Gedrängten Schrittes folgte er genau den Situationen des französischen Lustspiels, und übertrug sie vom Hofe der jungen Königin Anna von England, auf die Wirthsstube der jungen Wittwe „Anna Stuwart", Besitzerin des „Königs von England" in Frankfurt am Main. Die gefürchtete Herzogin von Malborough verwandelte er in die spitzbübische Haushälterin „Frau Wallruh", den intrikanten Staatsmann Bolingbroke in den verschmitzten Bäckermeister „Knollimbrod", u. s. w.

Hallenstein hatte seine Arbeit zunächst für die Benefizvorstellung seines Freundes und Collegen Grahn bestimmt, der die Gabe mit Freuden entgegennahm, und als Supplement zur Ausfüllung des Abends die erste Aufführung des „Heiraths-Antrags auf Helgoland" wählte.



Schon beim ersten Durchlesen des neuen Localstückes fühlte ich, daß aus der mir übertragenen Rolle „Etwas zu machen wäre“, daß sie mir, wie wir zu sagen pflegen, „sitzen würde“.

Im Nu stand die Figur des gedrungenen, breitschulterigen Bäckermeisters lebendig vor meinen Augen! mit dem kurz geschnittenen, kräftigen, röthlichen Haarwuchs, dem unter dem Kinn sich hinziehenden Backenbart gleicher Farbe, im langen blauen Ueberrock, dem weiten, bauschigen, grauen Beinkleide mit herunterbaumelnder, dicker goldner Kette sammt Pettschaften; der carrirten weißen Weste, dem hohen glänzenden Cylinder, keck und schräg über dem Ohre sitzend, und dem Bambusstock mit elfenbeinernem Kugelknopf; dann in einer späteren Scene im Negligée aus der Mehlkammer tretend: im schlottrigen Kattun-Wamms, nachlässig zugeknöpft, sich über den feisten Wannst hinausstülpend, in weiten Pluderhosen, auf welchen sich supplementarische Flicken andersfarbigen Stoffes in namhafter Größe zeigten, die Hausmütze tief in die nachdenklichen Augen gedrückt, und das Ganze mit Mehl bestäubt bis zur Nasenspitze.

Eben so wenig wie der „baumwollene Waarenhändler“ war auch der feiste „Bäckermeister“ eine Copie nach dem Leben; obschon ich nicht verhehlen will, daß auf meinen Lieblingswanderungen, dem Durchziehen der alten Gassen der Freien Stadt, besonders im Zwielicht der Herbstabende, ich hin und wieder, an den Schwibbogen seiner Hausthüre gelehnt, ein Original stehen sah, das mit selbstbewußtem Blick umherschauend, und mit der kräftigen Faust, gleichsam als

ob er „Browenner“ zähle, in den Taschen der Pantalons wühlend, welche die nicht minder kräftigen Säbelbeine umhüllten, zu fragen schien: „Wie viel kost’ Frankfort?“ —

Grahn hatte nun allerdings ein lockendes Programm für seinen reich geschmückten Extra-Zettel zusammengestellt, allein der Tag der Aufführung verschob sich von Woche zu Woche, aus welchem Grunde weiß ich nicht; so daß, als es endlich dazu kam, die Vorstellung bei der tropischen Hitze eines Hochsommer-Abends, am 5. Juli 1841, statt finden mußte.

Das war nun freilich „Pech“! Zum Erstenmale seit 20 Jahren ließ uns, wohl zunächst aus diesem Grunde, ein neues Localstück „sitzen“, wie es im Theaterjargon heißt. Trotz allen empfehlenden Ankündigungen, trotz des pomphaften Extra- und des von Hallenstein in neuer Form redigirten üblichen Theater-Zettels, hatten wir kaum ein halbbesetztes Haus.

Konnte nun auch der in seinen Erwartungen empfindlich getäuschte Benefiziant sich keines besondern materiellen Erfolges erfreuen, so konnte er es doch in reichem Maße des künstlerischen. Der „Heiraths-Antrag“ gefiehl sehr, das Localstück nicht minder.

Caroline Lindner hatte, vielleicht ihrem Collegen zu Liebe, die Rolle der jungen Wirthin Anna übernommen und auch mit großem Beifall gespielt. Allein es wollte doch scheinen, als ob die Zeichnung des Charakters der früheren Schärfe, der gewohnten Sicherheit entbehrte. Freilich stand

die allgemein verehrte Künstlerin nun nicht mehr im Zenith ihrer glänzenden Laufbahn. Von einer eigentlichen Abnahme der Kräfte war zwar in ihrem damaligen Lebensalter — sie zählte etwa 44 Jahre — noch nichts wahrzunehmen. Allein das Bewußtsein nicht mehr jung genug, der Rolle gleichsam schon entwachsen zu sein, mochte hemmend auf den freien Erguß des Humors dieser sensitiven Natur gewirkt haben. — Allerdings konnte dies nur ihren mitspielenden Collegen bemerkbar sein.

Autor und Darsteller wurden am Schlusse unter enthusiastischen Beifallsbezeugungen hervorgerufen.

Als nun am darauf folgenden Sonntag die ganze Vorstellung vor einem, diesmal überfüllten Hause wiederholt wurde, wo sich selbst eine Anzahl Zuschauer wegen Mangels an Platz hinter die, damals noch zugänglicheren, Coulissen zwängte — was dem wackeren Benefizianten vom verflossenen Mittwoch wohl einen gerechten Seufzer über das tückische Schicksal entlockt haben mochte, das noch obendrein an diesem Abende die erquickendsten Regengüsse herabströmen ließ — bestätigte das Gesammtpublicum per Acclamation den wenige Tage vorher gefällten günstigen Ausspruch, und „Ein Glas Eppelwein" nahm als zwölftes Localstück seine dauernde Stelle auf dem Repertoire unseres Theaters. —

Eines zufälligen Umstandes mag hier vorübergehend noch gedacht werden. Es hat sich nämlich so gefügt, daß ich, ohne es ahnen zu können, im „Glas Eppelwein" am 26. April 1866, dem 25. Jubeljahre des Stückes, zum

Letztenmale in einer Localrolle auf dem Theater meiner Vaterstadt auftreten sollte. —

Wer Hallenstein damals kannte, wußte auch schon im Voraus, daß der rührige und energische Mann nach diesem ersten Erfolge im Localgenre, die Hände nicht in den Schoos legen würde. Eine abermalige Vorstellung zu meinem Benefize, die noch im laufenden Jahre stattfinden sollte, gab ihm Veranlassung einen weiteren Schritt auf der neu betretenen Bahn zu thun. Er machte den Versuch die nunmehr typisch gewordene Figur des Hampelmanns zu seinen parodirenden Umarbeitungen zu verwenden, und wählte hierzu „A. Dumas" fünfactiges Drama: „Die verhängnißvolle Wette", damals Repertoirstück. Diese Wahl schien mir keine glückliche. Das Dumas'sche Drama litt zwar keinen Mangel an überraschenden, wenn auch schon mitunter unwahrscheinlichen Situationen; allein die lüsterne pariser Frivolität stand dem ehrbaren Frankfurter Spießbürger doch nur schlecht an. Dergleichen Schlüpfrigkeiten wurden zwar bisweilen auch bei uns hier goutirt, aber doch nur von gewissen Schichten der Gesellschaft, zu denen freilich die Hampelmänner keinen Zuritt haben. Erst nach der Revolution von 1848, und mit dem Einheimischwerden der Berliner Localpossen, kam der rechte Goût für diese Dinge.

Ich ging nur mit Unlust an die an Bogenzahl sehr starke Rolle. Das Memoriren fiel mir deshalb doppelt schwer. Zum Glück, daß es keiner weiteren Auffassung des nunmehr „stehenden" Charakters bedurfte. Ich hatte zur Begleitung des neuen Stückes die beliebte Oper: „Der Dorfbarbier" gewählt, mit welcher die Vorstellung begann. Die Titelrolle, welche ich ebenfalls zu spielen hatte, ist eine nicht wenig anstrengende Aufgabe, und so fühlte ich mich, noch dazu bei dem geringen Vertrauen, das ich auf den Erfolg der Novität setzte, grade nicht in der besten Stimmung zur Ausführung der noch weit anstrengenderen Rolle in der neuen Hampelmanniade. Die Routine that wohl wie gewöhnlich das Ihrige, allein die strenge Selbstkritik, der ich meine Leistungen jederzeit zu unterziehen pflegte, sprach sich mißbilligend über eine Unsicherheit aus, deren ich mich bisher nur selten, am wenigsten aber bei solch entscheidenden Aufgaben schuldig gemacht hatte.

Nichtsdestoweniger fand die neue Parodie bei unserem, diesmal ungewöhnlich nachsichtigen Publicum, beifällige Aufnahme, und die am 1. November 1841 zu meinem Benefize zum Erstenmale gegebene Vorstellung des 13. Localstückes:

„Was gilt die Wett"
oder:
„Herrn Hampelmann's galante Abentheuer"

erlebte mehrere Vorstellungen, die letzte am 8. April des folgenden Jahres.

Unter der späteren Direction Hoffmann sollte das Stück wieder zur Aufführung kommen, allein sie scheiterte, und zwar, wie ich wahrheitgemäß berichten muß, an meiner eigenen Widersetzlichkeit!

Hatten wir Schauspieler uns bisher noch immer in süßen Hoffnungen gewiegt und gerne den Glauben gehegt, daß noch in der letzten Stunde eine Wiederherstellung der alten Verhältnisse zu Stande kommen würde, so sollten jedoch am Schlusse dieses Jahres, 1841, alle derartigen Träume in ihr luftiges Nichts zerrinnen. Nur zu bald traten die Thatsachen mit ihrem ganzen Gewichte an uns heran. Nicht allein daß eine Kündigung sämmtlicher Contracte erfolgte, so erließen auch bald darauf die Behörden eine öffentliche Bekanntmachung: die Concession zur Führung des Frankfurter Theaters betreffend. Dieser Erlaß wurde allerdings nur als eine nicht zu umgehende Formalität betrachtet, da man guten Grund hatte, als gewiß annehmen zu können, daß etwaige Bewerbungen von Außen schwerlich Berücksichtigung finden würden. War doch die Stellung jedes der drei bisherigen Directoren im Falle der Uebergabe des Theaters an einen Fremden mehr oder weniger gefährdet. Es war demnach für Guhr, Malß und Meck beinahe ein Act der Nothwendigkeit, wo nicht eine Lebensfrage, das Terrain zu

behaupten, und sie zögerten auch nicht, als Bewerber um die Concession aufzutreten.

Manche munkelten, und Einige wollten positiv wissen, daß die seitherige Mißstimmung und Unzufriedenheit der Actionaire, zum wenigsten von einer Seite her, nicht ungerne gesehen und in der endlichen Auflösung des Verbandes das Mittel erblickt würde: zum ersehnten Ziel zu gelangen, nämlich dem der unbeschränkten Alleinherrschaft, um alsdann das Theater als Speculations-Objekt zu eigenem Nutzen möglichst auszubeuten.

Ob genügender Grund für derartige Meinungen vorhanden gewesen, ob nicht, muß dahin gestellt bleiben.

Lebhaft erinnere ich mich indessen noch des folgenden kurzen Auftrittes. An einem schönen, warmen Apriltage begegnete ich Malß um die Mittagstunde auf dem Theaterplatz. Im Gespräch mit ihm, sah ich plötzlich in der Ferne Guhr über den Roßmarkt eiligen Schrittes, fast laufend, die Stadtallee herkommen. Als er Malß' ansichtig wurde, hörte ich, wie er schon von weitem und mit Freude strahlendem Antlitz ihm zurief: „Wir haben's — wir haben's!" Er kam nämlich so eben vom „Römer" her, wo in der Senatssitzung die Concessionsfrage auf der Tagesordnung gestanden. Sein lebhaftes Temperament hatte ihn bis zur Thüre des Sitzungssaales getrieben, um den, für die drei hiesigen Aspiranten voraussichtlich günstigen, Entscheid aus erster Hand zu haben. Der schweigende Ernst mit welchem Malß die folgenschwere Nachricht hinnahm, contrastirte eigenthümlich mit der freudigen

Aufregung seines sanguinischen Collegen. — Armer G u h r! wenn er im Buche der Zukunft hätte lesen können, welche Last er in diesem Augenblicke im Begriffe stand, sich für die letzten sechs Jahre seines Lebens aufzuladen; welche Täuschungen seinen allzu hoffnungsgrün schimmernden Erwartungen bevorstehen sollten! Wenn er hätte voraussehen können, wie bald der geniale Künstler in dem nunmehr „für eigene Rechnung und Gefahr" arbeitenden Director untergehen sollte; wie bald er sich auf einem bisher von ihm nur wenig cultivirten Felde, dem der Oekonomie und Finanz, herumtummeln sollte, auf welches er sich dann mit solchem Eifer warf, daß ich, beispielsweise, öfters sehen mußte, wie zur Herbstzeit der talentreiche Mann in e i g e n e r P e r s o n die Ablieferung und Messung des benöthigten Brennmaterials und dessen Unterbringung in den hierzu bestimmten Kellerraum überwachte, der Erkältung nicht achtend, welcher er sich in der früher erwähnten zugigen „hohlen Gasse", wo diese Operation stattfand, auszusetzen hatte!

Wenn mir alsdann diesem Bilde gegenüber ein anderes in die Erinnerung trat, wo der ausgezeichnete Dirigent, nachdem er in f ü n f Tagen — und keine Stunde mehr, ein „Wohlthätiges-Zweck-Monstre-Concert" improvisirt hatte, und dann, wie Zeus auf seinem Wolkensitze auf dem obern Lettner der Katharinenkirche thronend, mit seinem nie irrenden Tactirstab eine fast 700 zählende Schaar von Sängern und Instrumentisten im Zügel hielt und auf seinem begeisterten Antlitz die Selbstbefriedigung strahlte über das gelungene Werk — —

so konnte ich mich eines Gefühles tiefster Wehmuth nicht erwehren *).

Nachdem nunmehr durch Senatsbeschluß den Bewerbern Guhr, Malß und Meck die Concession zur Führung des Theaters auf 10 Jahre ertheilt worden, war das Schicksal desselben auf längere Zeit hinaus endgiltig entschieden. Mit dem 1. Mai 1842 sollte die Direction aus den Händen der seitherigen Actionairgesellschaft in die der neuen Unternehmer übergehen.

---

*) Guhr veranstaltete dieses Concert am ersten Ostertage des Jahres 1838 zum Besten der Nothleidenden der Stadt Pesth, welche in Folge einer verheerenden Ueberschwemmung hart bedrängt waren. Sein großes Talent im Organisiren und Dirigiren von Massen bewährte sich bei dieser Gelegenheit auf das Glänzendste. In dem oben angegebenen kurzen Zeitraume hatte er aus allen Ecken und Enden musikalische Kräfte zusammen gebracht zu einer großartigen Aufführung der Haydn'schen „Schöpfung" in der Katharinenkirche. Seinem unermüdlichen Eifer gelang selbst das Außerordentliche. Er vermochte es dahin zu bringen, daß die damals hier residirende Gräfin Rossi (Sonntag), Gemahlin des bei dem Bundestag accreditirten sardinischen Gesandten, ihm ihre Mitwirkung zusagte. Auch eine andere hochgestellte Dame, Baronin v. R., wußte er zu gleichem Zwecke zu gewinnen. Die gerade hier anwesende berühmte Sängerin Sophia Löwe, die zur Zeit das Publicum in einer Reihe von Gastdarstellungen zu einem wahrhaften Fanatismus des Beifalls hinriß, konnte unter solch ungewöhnlichen Umständen ihre erbetene Zusage nicht verweigern. Welches Aufsehen dieses außerordentliche Concert machte, das einige Tage später zu einem anderweitigen wohlthätigen Zwecke wiederholt wurde, kann man

Einstweilen bemühten sie sich die nöthigen Engagements-Unterhandlungen einzuleiten. So weit ich mich noch erinnern kann, fanden keine Abgänge von Bedeutung statt, Dettmar's ausgenommen, welcher nach Dresden ging. Mit den verbleibenden Künstlern, zu welchen ich gleichfalls zählte, wurden nunmehr neue Contracte abgeschlossen, deren Formulare von den bisher üblichen abwichen.

---

sich leicht vorstellen. Die Kirche war überfüllt, und die Einnahme belief sich beinahe auf 5000 fl., welche den Hülfsbedürftigen sofort übermittelt wurden. — Angesichts solcher unermüdlichen, von so großartigem Erfolge begleiteten Bemühungen, übersendete der Kaiser von Oesterreich Guhr die große goldene Medaille — für welche Kategorie von Verdiensten, weiß ich nicht zu sagen, da ich das Kleinod nie in Händen gehabt, wiewohl ich es häufig auf seiner Rockklappe am rothen Bande hängen sah. Hämische Zungen fragten wohl hin und wieder, ob diese Medaille eigentlich bestimmt sey am Bande getragen zu werden. Wie dem auch sein mochte, wer hätte dem thatkräftigen Manne eine kleine Anwandlung von Eitelkeit hoch anrechnen wollen? — So machte es ihm auch besondere Freude bei großen Gelegenheiten ein anderes Geschenk von hoher Hand, einen kostbaren Ring mit dem Namenszug des damaligen Königs von Preußen in Brillanten, gleich einem „Crachat" in den Knoten seiner Halsbinde zu flechten. Was hätte der rastlose Mann nicht alles daran gesetzt, um des Glückes theilhaftig zu werden, ein Bändchen im Knopfloche, einen Orden von unbestrittener Legitimität tragen zu können!! Armer Freund! warum solltest Du die Zeit nicht erleben, wo es auch in unsern Kreisen immer buntfarbiger an den Knopflöchern zu schillern beginnt; wo der große Theater-Almanach von Entsch in Berlin ein ganzes „Ordenskapitel" aufzuweisen hat, worin Du sicher Deinen dir gebührenden Ehrenplatz eingenommen haben würdest!! —

Ich erhielt bald darauf eine Einladung auf dem Büreau der Direction zu erscheinen, um meinen neu abzuschließenden Contract zu reguliren.

Bei meinem Eintritt fand ich die drei Herren versammelt. Malß stand an einem Tische in Mitten des Zimmers, die Hand auf eine Papierscheere gestützt und die Augen auf den Tisch geheftet. Er hatte den Vortrag. Guhr promenirte im Zimmer auf und ab, Meck stand schweigend da. Die Eröffnung, die mir Ersterer zu machen hatte, war gerade nicht erfreulichen Inhalts. Nach einigen einleitenden Klagen über die bedauerliche Nothwendigkeit die Linie strengster Oekonomie einzuhalten, wozu sie die precäre Lage des Unternehmens zwänge, proponirte er mir, zum Ersten: eine Reduction meines Benefizantheiles von $^2/_3$ auf $^1/_2$; zum Zweiten: eine Reduction meines Urlaubs von sechs Wochen auf vier; zum Dritten: gänzlichen Wegfall meines Meßhonorars von je 100 fl. = 200 fl. jährlich. Dagegen wolle man meine Mitwirkung in der Oper nur in beschränkterem Maße in Anspruch nehmen; ein Vorhaben, das sich indessen sobald noch nicht verwirklichen sollte, indem ich vor wie nach im Besitz aller meiner bisherigen dahin einschlägigen Rollen verblieb *).

---

*) Der Zufall wollte, daß vierundzwanzig Jahre später, am 24. Mai 1866, als ich, ohne davon eine Ahnung zu haben, zum Letztenmale auf unserer Bühne erschien, meine letzte Rolle gerade eine „Opernparthie" sein sollte, nämlich die des „Marquis von Corcy" im „Postillon von Lonjumeau", zuerst gegeben am 20. November 1837.

Malß hatte während der kurzen Verhandlung seinen Blick nicht vom Tische erhoben. Als hierauf eine allseitige Pause eingetreten, empfahl ich mich, mit der Bemerkung, die so eben vernommene Proposition in Erwägung zu ziehen, und darüber baldigst Resolution zu ertheilen.

Sie war schnell gefaßt. Noch stand ich in den Jahren vollster Kraft, hatte ein nach allen Richtungen hin genügendes Repertoir, meines Local-Repertoirs, das ich bereits in weiteren Kreisen zur Anerkennung gebracht, nicht zu gedenken. Die Welt, d. h. die deutsche Theaterwelt, stand mir noch offen, ich war darin nicht unbekannt; warum sollte ich nicht lieber mein Heil dorten versuchen, als hier einer Demüthigung mich unterziehen. Denn nicht bei allen Schauspielern ist der materielle Verlust das allein Verletzende; die moralische Kränkung wiegt nicht weniger schwer, durch den Gedanken unverdient von dem seitherigen Niveau herabsteigen zu sollen, und nun in den Augen der Anderen gleichsam als künstlerisch degradirt zu erscheinen.

Allein was halfen alle diese Raisonnements, so logisch gegliedert sie auch sein mochten, gegenüber den drängenden Bitten der Angehörigen, die nun mit Einemmale die Bande, welche ein langjähriges, glückliches Zusammenleben so fest geknüpft, sich lösen sehen sollten; was halfen sie gegenüber der eigenen Reflexion: wie schwer es dem geborenen und „eingefleischten" Frankfurter ankommen müßte, plötzlich aus dem Boden sich gerissen zu sehen, in welchem sein ganzes Selbst und all sein Thun so fest wurzelte.

Familie — Heimath — zwei Worte, welche Theater-Directoren auf die unscrupulöseste Weise und trefflichst auszubeuten wissen!

Feilschen, markten, aufpochen — war mir von jeher in der Seele zuwider!

— Ich blieb. —

Noch lag indessen der Zeitpunkt des endlichen Antritts der neuen Direction in der Ferne, da die Uebernahme erst am 1. Mai erfolgen sollte. Einstweilen stand noch eine ziemliche Anzahl von Benefizen, unter welchen auch eines für Caroline Lindner, in Aussicht. Freilich war nun die Zeit, wo ihre Einnahme mit fl. 1000 garantirt wurde, vorüber und sie in dieser Beziehung jetzo den Uebrigen gleichgestellt. Niemand konnte es ihr deshalb verargen, wenn nun auch sie aus der Quelle schöpfen wollte, die noch immer lustig genug aus dem Localfelsen sprudelte. Und wieder war es Hallenstein, bei keiner Gelegenheit säumig wo es galt Freunden und Collegen zu nützen, welcher Rath zu schaffen wußte, indem er mit frischer Lust seiner parodirenden Laune den Zügel schießen ließ.

Ein Zufall war es wohl nur, daß er auf die Idee verfiel zum Vorwurf ein Stück zu nehmen, welches Caroline Lindner bereits in seiner ursprünglichen Form am 30. November 1840 zum Benefiz gegeben hatte.

Es war dies das fünfactige Schauspiel: „Werner, oder: Welt und Herz" von Dr. Gutzkow. — Das Stück war in dritthalb Jahren nur dreimal über die Bretter gegangen und deshalb dem Publicum im Allgemeinen ziemlich fremd; eine Parodie setzt aber die Bekanntschaft mit dem parodirten Gegenstande voraus, wenn sie auf die Lachmuskeln der Zuschauer die beabsichtigte Wirkung hervorbringen soll.

Hallenstein's Parodiren fing gleich bei dem Titel des Stückes an, welchen er in „Ferner, oder: Schmerz und kä Geld!" umwandelte. Schon das Bekanntwerden des Titels allein gab unerwartet Veranlassung zu Verdrießlichkeiten.

Der damals hier engagirte Heldenspieler Baison, welcher zu dem Verfasser des Stückes in freundschaftlichen Beziehungen stand, und laut seinem, in dem Heinrich'schen Almanach „für Freunde der Schauspielkunst" auf das Jahr 1850, abgedruckten Nekrolog: „an Gutzkow's damaligen dramatischen Werken größeren Antheil als er (Baison) selbst jemals geltend gemacht" gehabt haben sollte, gerieth darüber in Harnisch.*) Er zeigte sogleich den ihn indignirenden Vor-

*) Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß der Herausgeber des Almanachs in einer Note — „speciell bei diesem Nekrolog" — (der Almanach enthält deren mehrere), „die Verantwortlichkeit für manche der angeführten Thatsachen und Lobeserhebungen, welche erstere schon zum Theil eine Widerlegang fanden," ablehnt.

Ob Baison auch einen größeren Antheil an dem eben zu besprechenden Stücke hatte, oder ob überhaupt sein Antheilhaben zu den „widerlegten Thatsachen" gehörte, mögen Andere ermitteln

fall seinem damals in Hamburg wohnenden Freunde an. Es entspann sich daraus zwischen Verfasser, Freund, Benefiziantin und Parodisten ein Briefwechsel, welcher mir begreiflicherweise nicht zu Gesicht gekommen und von dessen Inhalt ich nur von Hörensagen, aber aus zuverlässigem Munde, Einiges wußte. Das Ende des Streites, wenn es Streit zu nennen war, lief schließlich darauf hinaus, daß der anstößige Titel abgeändert wurde. Unter der Benennung „die Kartenschlägerin“ kam endlich diese Parodie am 22. Februar 1842, als vierzehntes Localstück, zum Benefize von Caroline Lindner zur Aufführung.

Ich erinnere mich nur wenig mehr des Inhalts dieser Parodie und noch viel weniger des ursprünglichen Stückes selber. Mir ward die Rolle des „Herr Nuß“ zugetheilt, eine Art Agent oder Unterhändler. Da die Rolle nur Episode war, so bestrebte ich mich meine wenigen Scenen durch Aeußerlichkeiten möglichst pikant zu machen. Ich bekenne mich schuldig, daß ich diesesmal in der That mit der Maske zugleich auch ein Portrait habe geben wollen. Die Aehnlichkeit war um so frappanter, als meine Persönlichkeit sich vollständig hiezu eignete. Mein erstes Auftreten erregte denn auch einen Secunden langen Sturm von Spektakel aller Art.

Trotz diesem anscheinenden Erfolg sprach meine gewohnte Selbstkritik ein verdammendes Urtheil. Die Achtung fremder Persönlichkeit soll und darf auf der Bühne nicht verletzt werden. — Uebrigens war es in dieser Beziehung mein erster und blieb auch mein letzter Schuldact.

Während der ersten Aufführung verbreitete sich plötzlich Feuerlärm in der Stadt, was eine längere Störung verursachte; nach der zweiten verschwand das Stück für immer vom Repertoir. —

So traten wir endlich in das Jahr 1842. Am ersten Morgen seines Wonnemondes war die Auflösung der Frankfurter Theater-Actionair-Gesellschaft vollendete Thatsache. Sie hatte während eines halben Jahrhunderts unter allen Stürmen und Wechselfällen einer Epoche wo selbst manche Hofbühne materieller Ungunst erlag, ihr Kunstinstitut sorgsam gepflegt, seine Existenz fest begründet, und dem Theater der Freien Stadt eine rühmliche Stellung in der Reihe der ersten Bühnen Deutschlands vindizirt. Als Mitglieder des letzten dirigirenden Comités finden sich die Namen der Herren Keßler, Mumm-Scheibler, und Müller-Buch verzeichnet. Mit Wehmuth sahen wir die geachteten Männer scheiden, mit einem Gefühle nicht unähnlich dem, welches den nach fernen Zonen Ziehenden beschleicht, wenn sein Fuß zum Letztenmale Terra firma berührt, und zum Erstenmale das schwankende Deck betritt. —

Das Theater der Freien Stadt Frankfurt
als Objekt der Privatspeculation.
1842 — 1855.

— Keinem zu Liebe, Keinem zu Leid',
Offen und ehrlich Allezeit. —

Am ersten Mai 1842 übernahmen die Concessionaire Guhr, Malß und Meck das Regiment — für eigene Rechnung. Zum Glück, daß die neuen Herrscher nicht zugleich auch neue Männer waren. Wir hatten ja fast Alle, mit wenigen Ausnahmen, Dieser längere, Jener kürzere Zeit, mit ihnen ein gemeinsames Feld bearbeitet. Die Meisten standen zu ihnen in mehr oder weniger freundschaftlichen Beziehungen. Während der letzten drei verflossenen Jahre hatte

man sich bereits daran gewöhnt sie im Besitz fast unbeschränkter Macht zu sehen. Auch die alten Collegen blieben, wenige ausgenommen, sämmtlich im Engagement. Deshalb fiel der nun definitive Uebergang der Direction in ihre Hände, anfänglich nicht mit der Schwere auf uns, welche unter anderen Umständen sich ohne Zweifel fühlbar gemacht haben würde, und wir lebten uns bald in das neue Verhältniß hinein.

Der herannahende Herbst brachte in seinem Gefolge das herkömmliche Quantum von Benefizen. Nachdem diesesmal Caroline Lindner mit der ersten Vorstellung von Dr. Gutzkow's „Ein weißes Blatt" den Reigen eröffnet hatte, kam die Reihe an Hallenstein, dem, wie es hieß, als „Verfasser mehrerer Localstücke" von der Direction ein Benefiz-Antheil bewilligt worden war.

Meck, bekanntlich aus Fürth bei Nürnberg gebürtig, hatte eine besondere Vorliebe für des renommirten Nürnbürger Klempnermeisters und Volks- und Dialects-Poeten Grübel's Gedichte. Vielleicht mochte Hallenstein durch Meck's treffliche Laune mit welcher er diese Dichtungen gelegentlich in Freundeskreisen zum Besten gab, auch wohl öffentlich sprach, zu dem Versuch angeregt worden sein einer derselben, dem „Peter in der Fremde", dramatische Form zu geben und diese Nürnberger Ingredienzen zu einem Frank-

furter Localteig zu kneten. Leider that er damit einen Fehlgriff. Das volle Haus bei der am 23. November 1842 stattgehabten Benefizvorstellung Hallenstein's, nahm zwar die zur Eröffnung gegebene und neu einstudirte Oper: „Richard Löwenherz" mit großem Beifalle auf, allein gegen das fünfzehnte Localstück:

„Der Peter in der Fremde"

legte es ein entschiedenes — und entscheidendes Veto ein. Das Stück wurde nicht wiederholt.

Das neue Jahr 1843 begann für mich mit den alten Plackereien, indem schon in den ersten Tagen des Januars meine Benefizvorstellung zur Aufführung kommen sollte. Eine der gelungensten Possen Nestroy's: „Einen Jux will er sich machen", war kurz vorher von Wien eingesendet worden, und kam mir in solchem Augenblick sehr erwünscht. Aber so wirksam auch das Stück schien, so genügte es mir vom Standpunkt des Benefizianten aus betrachtet doch nicht ganz. Ich wollte mehr haben, mehr Personen, mehr Titel — als Lockspeise zum Aufputz des üblichen Extra-Zettels. Da nun zufällig mit dem „Jux" auch eine Uebersetzung der kleinen französischen Blüette: „Passé Minuit", unter dem Titel „Mitten in der Nacht", eingelaufen war, so kam mir beim Durchlesen derselben plötzlich die Lust diese Kleinigkeit zu

„Hampelmannisiren". Die Erinnerungen an die Ereignisse des 2. April 1838 waren im Laufe der Jahre blässer, ich selbst um eben so viele älter und durch die seitherigen Erfolge kühner geworden. Der Kamm schwoll mir!

Trotz einiger auftauchenden Scrupeln, machte ich mich sofort an die Uebertragung des Stückes in's „Frankforterische". Am 9. Januar schon verkündete der Theaterzettel zu meiner Benefizvorstellung und zu erstmaligen Aufführungen, wie folgt:

„Einen Jux will er sich machen"
vorher geht:
„Mitten in der Nacht"
Localscherz in 1 Act.

Der „Jux", vielleicht das am geistreichsten und witzigsten dialogisirte Stück Nestroy's, ebenfalls dem Französischen entlehnt, fand allgemeinen und verdienten Beifall. Das Vorstück des anonymen Autors dagegen, zwar keine entschiedene Opposition, jedoch nur eine laue Aufnahme. Wenn auch nicht geradezu verfehlt, litt das Ganze doch wieder, trotz aller Mühe des Verbergens, an dem Gebrechen, welches an früheren Bearbeitungen schon gerügt worden, nämlich an Unwahrscheinlichkeit der Handlung und der Charaktere, sobald, wie das jederzeit bei den Localstücken und zwar mit großer Beeiferung geschah, der Maßstab unserer klein-bürgerlichen Verhältnisse angelegt wurde. Im vorliegenden Falle trat sogar ein noch schlimmerer Umstand hinzu. Nach damaligen Anschauungen fand man den Anfang des Stückes, wenn auch

gerade nicht unsittlich, so aber doch unschicklich. Hampelmann liegt am Anfange des Stückes im Bette; nicht in einem solchen, wie es die seither übliche Bühnenconvenienz gestattete, und das gewöhnlich aus einem Divan, höchstens mit weißer Draperie behangen, bestand, worauf der Darsteller vollständig angekleidet lag, — sondern in einem wirklichen Bette, nebst allen in einem Schlafzimmer unentbehrlichen Requisiten; der Schlafende selbst nur so weit bekleidet, als es die äußerste Grenze des Schicklichen erlaubte. Das war nun durchaus nicht nach dem Geschmack des Publicums jener Zeit, so wenig wie das im Verlauf der Handlung an dem erleuchteten Fenster des gegenüberstehenden Hauses, auf dem herabgelassenen Fensterrouleau sich zeigende mysteriöse Schattenspiel. Auch konnte man sich noch nicht mit der Factur des nur von zwei Personen, dazu noch Männern, dargestellten Stückes befreunden, das im Augenblicke in Paris den größten Erfolg hatte, und bald eine ganze Reihe ähnlicher Dialog-Stücke hervorrief.

Heute ist das Alles anders geworden; trotz dem Bette und den Requisiten des Schlafzimmers, trotz den Mysterien des Schattenspiels, wird das Stück in seiner ersten Uebersetzung häufig gegeben und mit Beifall aufgenommen.

Ungeachtet des zweifelhaften Erfolges wurde indessen dies sechzehnte Localstück wiederholt, zeigte aber auch bei der zweiten Aufführung keine Lebensfähigkeit. So nahm denn der gebeugte Autor sein Manuscript zurück, und legte es zu seinem verunglückten Ersten — und ein Drittes sollte nicht

allzu lange auf sich warten lassen, um die Unglücks=Trias complett zu machen.

Ehe ich in der Erzählung der Schicksale unserer Localstücke, dem Zwecke dieser Blätter, fortfahre, erlaube ich mir hier eine kurze Abschweifung, die, wie ich hoffe, der geneigte Leser im Hinblick auf den Inhalt derselben entschuldigen wird.

Es war im Jahre 1844, als der schon am 28. August 1819 angeregte Gedanke, Johann Wolfgang Goethe ein öffentliches Denkmal in seiner Vaterstadt zu errichten, seine endliche Verwirklichung fand. Am 22. October erstgenannten Jahres sollte das eherne Standbild des Dichterfürsten auf der ihm geweihten Stelle enthüllt werden.

Kurze Zeit vor der zu diesem feierlichen Acte anberaumten Stunde trat Malß hastig bei mir ein, ein Manuscript in der Hand, und bat mich eine Rede, die er so eben entworfen und in aller Eile auf's Papier gebracht habe, schleunigst durchzulesen, um sie dann bei dem großen Festmahle im Börsensaale, das um 6 Uhr Abends beginnen sollte, vorzutragen.

Die gewöhnliche Handschrift von Malß streifte schon an das Hieroglyphische, Keilschriftartige, und nun gar eine in „aller Eile" hingeworfene entziffern zu sollen, war wahrlich keine Kleinigkeit. So hatte ich denn große Mühe, selbst mit

seiner Beihülfe, die erste Lesung des ziemlich langen Aufsatzes zu Ende zu bringen. Allein diese Mühe ward mir reichlich gelohnt. Der sprudelnde Humor, die schlagenden Pointen, kurz das treffliche Ganze ließen mich sogleich herausfühlen welche Wirkung diese Rede hervorbringen müsse, wenn ihr Vortrag, so wie sich meine Fantasie ihn ausmalte, gelingen, wenn alle Schattirungen in's gehörige Relief treten, alle Pointen treffen, alle „Hiebe" sitzen würden.

Die Zeit drängte, die Stunde rückte näher; trotzdem blieb ich und beeilte mich so schnell wie möglich eine klare, leserliche Abschrift zu nehmen, wodurch ich auch zugleich eine detaillirtere Einsicht in das Ganze gewann, und ging alsdann erst zur Feyer.

Nach Beendigung derselben blieben mir bis zum Beginn des Festmahles noch etwa 2—3 Stunden zum Einstudiren, während welcher ich mich bemühte meines Stoffes ganz Herr zu werden.

Viele der Theilnehmer an den Festlichkeiten jenes denkwürdigen Tages leben noch und dürften sich vielleicht der Wirkung noch erinnern, welche diese Rede auf die eben so zahlreiche als gewählte Versammlung, verstärkt durch ansehnliche Zuzüge von bedeutenden Persönlichkeiten aus Nähe und Ferne, hervorbrachte.

Meine Selbstkritik gab diesmal meinem Vortrag ein günstiges Zeugniß, das seine Bestätigung fand durch wiederholte Aufforderungen die treffliche Humoreske sowohl öffentlich, als auch in Privatkreisen vorzutragen.

Die „Rede eines 74jährigen Frankfurters, gehalten bei dem Festmahle am Tage der Enthüllung des Goethe-Denkmals" — dieser, wie ich ihn nennen möchte, „Schwanengesang" unseres Humoristen — denn ich weiß von keiner späteren Arbeit desselben mehr — findet sich in „Karl Malß Volkstheater" und in dem bei Sauerländer 1844 erschienenen Festalbum.

Seit den beiden letzten Niederlagen auf dem Felde des Localstückes schienen die erlittenen Widerwärtigkeiten die Producenten einigermaßen entmuthigt zu haben. Die Localmuse war vorläufig verstummt, und die Benefizianten sahen sich genöthigt wieder den alten Weg einzuschlagen, und auf dem Theaterbüreau unter den jüngsten Einläufen herum zu stöbern, ob sich nicht etwas Passendes für ihre Zwecke vorfände.

Ich meinerseits war für die zwei nächsten Jahre geborgen. Glücklicherweise hatte Räder zwei große Gesangs-Possen vom Stapel laufen lassen, nämlich: Weltumsegler wider Willen, und Artesische Brunnen, — „aus dem Französischen übersetzt" — was jedoch der beliebte Dresdener Komiker auf dem Zettel anzuzeigen, nicht für „angezeigt" hielt. Beide Stücke schlugen durch, wie's bei uns heißt, und wurden in diesen zwei Jahren Eines nach dem Andern zu meinem Benefize unter großem Zulauf und Beifall gegeben.

Das nächste Jahr stand noch kaum in seinen Anfangswochen, als die brennende Frage „was geb' ich zum Benefiz!?" schon wieder mit allen ihren Quälereien an mich herantrat.

Da erinnerte ich mich Kettel's, damals Regisseur des Braunschweiger Hoftheaters, des Uebersetzers und Bearbeiters mehrerer Stücke, unter Andern eines dem Engländer „O'Keefe" nachgebildeten Lustspiels, welches unter dem Titel „Richard's Wanderleben" sich bis heute auf dem Repertoir erhalten hat.

Kettel hatte mir, als ich einige Jahre vorher in Braunschweig gastirt, viel von einem seiner kleinen Stücke gesprochen, betitelt: „Der Zweikampf im dritten Stock", welches in der That auch damals auf norddeutschen Theatern häufig gegeben wurde. Er empfahl es mir um so angelegentlicher, als er überzeugt sein wollte, daß es sich zum Uebertragen auf Frankfurter Boden ganz vorzüglich eigne. Da nun im Augenblick wieder große Ebbe an Novitäten in meinem Fache eingetreten war, so griff ich in meiner Noth nach jenem Stücke und ging damit zu Malß. Ich wollte nur seine Meinung hören, ob und wie die Sache ausführbar sei, denn auf ein Uebernehmen derselben seinerseits, war, wie oben angedeutet, nicht mehr zu rechnen. — Auch hatte ich seine Zustimmung als „Director" nachzusuchen.

Malß fand nichts Besonderes einzuwenden, gab mir im Gegentheil einige Winke in Bezug auf die Abänderung der

Namen und des Standes der umzuformenden Rollen, und machte selbst später einige Retouchen. Die Personen wurden, mit einer Ausnahme, sämmtlich in „Frankfurter“ verwandelt und bestanden in einem „bürgerlichen Gegenschreiber“, dessen Frau und Tochter, benebst dazu behörigem Liebhaber. Die Ausnahme war ein fremder Herr, der an der Hausthüre der bürgerlichen Gegenschreiberfamilie einen Miethzettel erblickt, und da er in „Wohnungsnoth“ ist, die drei Stockwerke hinaufsteigt, das Zimmer besieht und auch miethet. Die Wunderlichkeiten des Fremden führen einen Conflict mit dem Gegenschreiber herbei, welcher den Inhalt der Posse bildet, die, wie gesagt, an andern Orten sehr beifällig aufgenommen worden war.

Malß und auch ich waren beide übereinstimmend, daß die Rolle des „Amandus H...“,*) des Nicht-Frankfurters, zugleich die Hauptrolle, von Niemand anders gespielt werden könne, als von Meck. Sein Aeußeres sowohl, als sein natürliches und wirksames komische Spiel schienen den Intentionen des Autors auf das Vollständigste zu entsprechen. Die Rolle, welche mir zufiel, stand nur in zweiter Linie und beschränkte sich auf die Einleitungs- und Schlußscenen.

Allein Meck fand schon am Stücke kein rechtes Behagen und noch viel weniger an der Rolle selber, die er unter andern Verhältnissen vielleicht zurückgewiesen haben würde. Der-

*) Die Auflösung des Namenräthsels ist „Hahnrei'.

gleichen Idiosynkrasieen sind bei Schauspielern gerade nichts Ungewöhnliches. —

Schon bei den ersten Proben zeigte sich Meck's entschiedene Unlust; er war der Worte nicht sicher, schwankte in der Wahl des Kostüms, welches dann, wie meistens in solchen Fällen, als das dem Charakter der Rolle am wenigst entsprechende erschien. Alles dies waren ominöse Zeichen, und mit banger Ahnung, die zur traurigen Gewißheit werden sollte, sah ich der Aufführung entgegen.

Sie fand endlich am 24. März 1847 statt, an welchem Tage zu meinem Benefize gegeben wurde:

„Maurer und Schlosser."
Hierauf:
zum Erstenmale
„Das Duell in der Haasengasse."
Local-Posse in 1 Act.

Das Haus war sehr voll, der lockende Titel hatte, wie immer, vollständigst seine Schuldigkeit gethan!

Entsprach nun auch der materielle Erfolg den gehegten Erwartungen in befriedigendster Weise, so war dagegen der künstlerische ein um so trauriger! Leider muß ich der Wahrheit gemäß hier niederschreiben, daß diese Posse einen Fiasco machte, wie er noch selten dagewesen! Was würde es indessen nützen, heute, nach 20 Jahren, noch untersuchen zu wollen, wem die Schuld dieser bedauerlichen Niederlage beizumessen war.

Selbst die bewährtesten Theater-Praktiker sind bei Beurtheilung solcher Ephemeriden dem Irrthum unterworfen und täuschen sich oftmals nach der einen oder andern Seite hin. Demnach möge der Schleier der Vergessenheit herabfallen auf dies unglückliche „Kind meiner Laune"! Unter den Frankfurter Localstücken ist es der Zahl nach als das „siebzehnte" zu bezeichnen.

Wenn auch Anfangs der 60er Jahre eine befreundete Feder, gelegentlich eines Rückblickes auf die Epoche der Guhr-Malß-Meck'schen Theaterverwaltung, in einem hiesigen Blatte behauptete, daß bei der Führung des Instituts seitens dieser Herren sich ein sehr günstiges Resultat ergeben habe, so stand doch eine solche Behauptung mit den unläugbaren Thatsachen, die damals für Niemand Geheimniß waren, leider im grellen Widerspruch. Wir Schauspieler hatten fortwährend Klagen über den schlechten Gang „des Geschäfts" zu hören, und obschon derartigen Klagen kein allzugroßes Gewicht beizulegen ist, — da Geschäftsleute im Allgemeinen sich in solchen Klagen zu gefallen scheinen, vielleicht weil es mit zum Geschäft gehört, — so war doch im Ganzen nicht in Abrede zu stellen, daß die Zahl der abonnirten Logen merklich abgenommen, die Tageseinnahme, selbst bei gediegenen Vorstellungen, öfters auf eine Ziffer herabsank, wie sie in der Neuzeit nur in absonderlichen Fällen, ja fast gar nicht vorkommt.

Eine Bestätigung des eben Gesagten findet sich in dem Passus eines späteren, weiter unten anzuführenden, Circularschreibens der Direction an sämmtliche Mitglieder. Er lautete wie folgt:

„Wenn schon der Kassen-Ertrag der am 1. Nov. „1847 abgelaufenen Theaterjahre ein so geringer war, „daß er starke Verluste für uns herbeiführte, so stellt „sich das Ergebniß der letzten vier Monate so beispiel-„los ungünstig heraus, daß die schwersten, fast uner-„schwinglichen Opfer von uns gebracht werden mußten, „um unsere Verbindlichkeiten gegen das Personal er-„füllen zu können."

Hierbei fällt auch noch schwer in die Wagschale, daß die damalige Direction, welche noch nicht, wie dies heute der Fall ist, eine Staatssubvention bezog, überdies mit den schon erwähnten Verbindlichkeiten der Theater-Pensions-Anstalt gegenüber belastet war.

So lagen die Dinge, als wir in das denkwürdige Jahr 1848 eintraten.

Der verheerende Sturm aus Westen brauste im Februar über unsere Häupter!

Bereits war mein Benefizstück einstudirt, diesmal kein locales; die Vorstellung desselben sollte am 25. des verhängnißvollen Monats, an einem Freitage stattfinden. Um-

stände traten indessen ein, leider zu meinem großen Nachtheil, welche die Aufführung auf den folgenden Montag hinausschoben.

Zwischen jenem Freitag und diesem Montag, traf am Samstag die Kunde von dem welterschütternden Ereignisse ein, welche unsere Stadt begreiflicherweise in die größte Aufregung und Bestürzung versetzte. Guhr selbst war es, welcher während der Aufführung des „Barbier von Sevilla", den er diesmal nicht dirigirte, am Abend des 26. die unheilvollsten Nachrichten aus Paris mit in's Theater brachte. Seiner Aussage nach sollten bereits die Tuilerien in Flammen stehen, die ganze Stadt ein Blutbad sein!

Während der Generalprobe zu meiner Benefizvorstellung am folgenden Montag Morgen gab sich ein, ich möchte sagen unheimlicher Geist unter den Anwesenden kund. Man schien sich in den übertriebensten Schilderungen von Schreckensscenen zu gefallen, die nur in der erhitzten Phantasie der, der Parthei der „Rothen" anhängigen Erzählenden existiren konnten. Ein Frankfurter „Marat" sprach mit großem Behagen von der Guillotine, die, wie er wissen wollte, in den Straßen von Paris der schnelleren Expedition wegen herum gefahren würde; wobei in seinen Mienen der Ausdruck der Erwartung zu liegen schien, daß jenes Instrument nun baldmöglichst auch „in loco" seine Funktionen beginnen, und eventuell Benefiz und Benefizianten noch vor der Aufführung den Garaus machen möchte.

Diese Erwartung wurde nun allerdings nicht befriedigt, indem mein Benefiz dennoch und ohne weitere Molestirung

im Sinne dieses heißblutigen Volksfreundes an jenem Tage stattfand. Die Einnahme fiel selbst nicht allzu schlecht aus, da bereits schon vor Eintreffen dieser Schreckensnachrichten viele Logen genommen waren.

Leider machten sich die Folgen der furchtbaren Katastrophe in Bezug auf das Theater schon in den allernächsten Tagen fühlbar. Der Besuch nahm in erschreckender Weise ab.

Am 4. März, bei abermaliger Aufführung des „Barbier von Sevilla", mit dem Gaste Madame Lutz, war der Saal in buchstäblichem Sinne fast leer. Malß erschien nach sieben Uhr auf dem Theater und brachte die schreckenerregende Nachricht von der Erstürmung des „Römers" mit. Trotzdem spielten wir die Oper vor den wenigen Zuschauern zu Ende, — mit welchem Humor, kann man sich denken!

So sahen wir denn mit banger Besorgniß der unheildrohenden Zukunft entgegen.

Der anhaltend schwächer und schwächer werdende Besuch des Theaters hatte unterdessen die Direction in die schlimmste Lage versetzt. Sie sah sich später genöthigt die am 1. Mai fälligen Abonnementsgelder anticipando, je nach Bedarf, zu

erheben, was zur natürlichen Folge hatte, daß zum 1. Mai die Kassen leer waren.

In dieser Bedrängniß griffen die Unternehmer zu einem äußersten Mittel, um dem drohenden Fallit abzuwehren. Sie setzten das bereits oben erwähnte an sämmtliche Mitglieder des hiesigen Theaters gerichtete Circular in Umlauf, worin sie denselben eine Reduction von 40% ihrer Gagen auf die Dauer eines halben Jahres vorschlugen. Zu gleicher Zeit verwahrten sie sich darin gegen jede etwaige üble Unterstellung, für den Fall, daß die nahe bevorstehende Parlaments-Versammlung einen günstigen Einfluß auf die Finanzen unseres Theaters ausüben sollten, indem sie das Versprechen der vollen Gegenleistung gaben, wenn glückliche Umstände sie zulässig machen sollten.

Diese Proposition rief die größte Aufregung unter den Mitgliedern hervor und fand die verschiedenartigste, mitunter schonungsloseste Beurtheilung. Die Aengstlichen glaubten darin ein, wenn auch nur dürftiges, Obdach zu erblicken, unter welchem man abwarten könne bis der Sturm vorüber; die Muthigen dagegen, im Vertrauen auf eine baldige Wendung der Dinge, namentlich auf die bevorstehende Parlaments-Eröffnung, wollten nicht darauf eingehen. Endlich aber machte all diese Gereiztheit und Aufregung einer kühleren Anschauung Platz, als von nah nnd fern die düstersten Nachrichten über die Zustände an den deutschen Theatern zur Kenntniß gelangten. Viele derselben hatten schon geschlossen und andere standen im Begriff es zu thun, vor allem die größeren Stadt-

theater. So hatte, z. B. Breslau bereits sein sämmtliches Personal entlassen, wodurch 145 Personen mit Einemmale brodlos wurden. Selbst die Hoftheater gaben zu Besorgnissen Anlaß. Aus Darmstadt erfuhr man, daß keine neuen Engagements ferner abgeschlossen würden, und dorten, wie auch in Karlsruhe, bedeutende Einschränkungen im Werke wären. So überwog endlich die Argumentation der Ruhigen, die da meinten, daß, Angesichts der drohenden Zerrüttung aller Verhältnisse, es immerhin gerathener sein dürfte das „halbe Ei" als „die leere Schaale" hinzunehmen, und die Proposition der Direction wurde genehmigt, — nicht ohne Protest, wie weiter unten ersichtlich sein wird.

Während dieser Ereignisse hatte sich der bereits tief erschütterte Gesundheitszustand Malß' bedeutend verschlimmert. Sein asthmatisches Leiden ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe, und das Schlimmste stand zu befürchten.

Wir alle schätzten und liebten Malß nicht weniger, als er in den Kreisen beliebt und geschätzt war, die er in glücklicheren Zeiten durch seinen Geist und Humor belebte; Eigenschaften, welche ihn, in Verbindung mit seinem gesellschaftlichen Schliff, zum Liebling jedes Salons machten. So erschütterte uns denn die Nachricht seines am 3. Juni erfolgten Todes, obschon sie uns nicht unvorbereitet treffen konnte, auf das

Tiefste, und die Trauer um den noch in den Jahren der Kraft stehenden trefflichen Mann, einer der seltenen beim Theater, die keinen Feind hatten, war eine allgemeine!

Carl Malß starb im noch nicht vollendeten 56. Lebensjahre.*)

Mit seinem so schmerzlich empfundenen Hintritt war indessen die Reihe der unheilvollen Erlebnisse des Jahres 1848 für uns noch nicht geschlossen. Nach wenigen Wochen schon sollte ein gänzlich unerwartetes Ereigniß uns auf's Neue in die tiefste Bestürzung versetzen.

Es war an einem heiteren Juni-Vormittage. Guhr hielt eine Klavierprobe von „Alessandro Stradella" ab, und schien

---

*) Ein Portrait von Carl Malß, Kniestück in Oel, befindet sich im Locale des alten Bürgervereins. Die Anfertigung desselben wurde bei dem Bankette des 9. November 1864 (s. w. u.) in Anregung gebracht und im Jahre 1865 vollendet. Es stellt Malß in seinen letzten Lebensjahren dar. Die Aufgabe war für den Künstler keine leichte. Lunteschütz, der treffliche Portraitist, kannte Malß nicht persönlich, und hatte zu seinem Original nichts weiter, als ein wenige Jahre vor dem Tode aufgenommenes Daguerrotypbild des Verstorbenen. Dennoch lieferte er ein unter den gegebenen Verhältnissen höchst gelungenes Portrait des allzufrüh heimgegangenen Humoristen.

Die Aehnlichkeit erscheint mir am frappantesten, wenn ich es von der Eingangsthüre des betreffenden Zimmers aus betrachte. Ich glaube alsdann Malß lebend vor mir zu sehen.



im besten Wohlsein, ja selbst in guter Laune zu sein, was in den letzten Jahren nicht allzuoft der Fall war.

Der Coiffeur stand hinter ihm auf seinem gewohnten Posten, beschäftigt Guhr's üppigen dunkelblonden Haarwuchs, in welchem sich, trotz seiner 60 Jahre und der Last der Sorgen, kaum ein verrätherisches Weiß zeigte, in das übliche Lockengebäude zu thürmen. Guhr liebte von jeher diese Operation entweder auf der Klavierprobe, oder wenn er keine abhielt, auf seinem Büreau täglich an sich vornehmen zu lassen. Die Frisur war gleichzeitig mit dem flüchtigen Durchgehen der Flotow'schen Partitur beendigt. Sänger und Friseur empfahlen sich.

Eine halbe Stunde später begegne ich im Lesezimmer, damals noch auf dem Roßmarkt, einem Herrn, der die Frage an mich richtet: „Was macht Guhr?" — Ich faßte die Frage im gewöhnlichen Sinne auf, als es sich zu meiner größten Verwunderung herausstellte, daß dieser Herr über den erkrankten Guhr, der noch vor einer halben Stunde wohl und gesund vor mir gestanden, Nachricht einziehen wollte!

Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Guhr war nach Beendigung der Klavierprobe, welche in einem Zimmer des Neubaues abgehalten zu werden pflegte, die Treppe zum zweiten Stockwerke hinaufgestiegen, um zu einer kleinen Thüre zu gelangen, welche mittelst zweier Stufen auf den Korridor des zweiten Stockwerkes herabführte wo das Directionszim-

mer lag.*) Auf jener Treppe nun überfiel ihn plötzlich ein Unwohlsein. Der Arzt wurde gerufen, welcher ihm sofort empfahl nach Hause zu fahren. — Guhr bewohnte damals sein Haus in Bockenheim.

Der Vorfall erregte anfänglich keine Besorgnisse. Man wußte nicht recht was ihm eigentlich zugestoßen und kümmerte sich auch nicht besonders darum. Guhr besaß noch eine solche Fülle von Lebenskraft, daß Niemand bei diesem für leicht angesehenen Unwohlsein an eine ernstliche Gefahr dachte. Allgemein hegten wir deshalb die Hoffnung, ihn baldigst wieder auf seinem alten Platze, auf dem Dirigirentenstuhl des Orchesters zu sehen.

Während Guhr's Unpäßlichkeit erhielt ich eines Vormittags unvermuthet den willkommenen Besuch Julius Mühling's, des tüchtigen Theater-Dirigenten und früheren

*) Eine der ersten Anordnungen des neuen Intendanten vom Jahre 1855 war, diese so höchst bequeme, ja bei etwaiger Feuersgefahr selbst so höchst nützliche Verbindungsthüre, sofort zumauern zu lassen.

Jeder, den seine Geschäfte entweder vom alten Bau in den neuen, oder umgekehrt, riefen, war nun genöthigt zwei Treppen herab zu steigen, dann durch mehrere Korridore oder auch über die Bühne zu gehen, um mittelst der andern beiden Treppen, die in das zweite Stockwerk führten, theils in die Büreaux, theils in die Ateliers zu gelangen! — während durch die unvermauerte Thüre Alles mit zwei Schritten abgemacht war! —



Mitdirectors des ehemals so berühmten Hamburger Stadttheaters. Ich verdankte ihm mein erstes dortiges Gastspiel. Im Jahre 1838 hatte er mich zu diesem Zwecke hinberufen, und mir später wiederholte Engagements-Anträge gemacht, unter Bedingungen wie sie Frankfurt nicht zu bieten vermochte.

Ich schlug sie dessen ungeachtet aus.

Mühling war in der Absicht nach Frankfurt gekommen, um in die durch Malß' Tod entstandene Lücke einzutreten. Mit Meck, seinem langjährigen Freunde, mochte er sich wohl schon geeinigt haben; es blieb ihm nun noch übrig mit Guhr die Verhandlungen zum Austrag zu bringen, was einige Schwierigkeiten zu verursachen schien.

Mühling war im „weißen Schwan" abgestiegen, zu jener Zeit mein „Stammhaus", wohin ich „Alt Frankfurter Sitte" gemäß, jeden Abend „zum Schoppen" zu gehen pflegte.

Mancher ältere Reisende erinnert sich vielleicht noch der gemüthlichen Abende in dem Restaurationszimmer dieses seiner Zeit so beliebten und besuchten Gasthofes. „No. 80" fand in „Bädecker" sogar einen Historiographen, welcher in irgend einer seiner zahlreichen Auflagen den „Frankfurter Local-Komiker", qua stehendes Möbel, den Unterhaltung suchenden Fremden als zweckentsprechendes Objekt zu empfehlen die besondere Freundlichkeit hatte.

Hier nun sprach ich Mühling mehrmals während seines kurzen Aufenthaltes, wenn er Abends spät, von Geschäfts-

oder sonstigen Besuchen ermüdet, heimkehrte, und dann gewöhnlich noch einen Blick in das Zimmer warf, um ein paar flüchtige Worte mit mir zu wechseln. Seine Angelegenheit schien sich nicht nach Wunsch gestalten zu wollen, er klagte jedesmal, daß er mit Guhr nicht überein kommen könne. Endlich hatten wir an einem Abende ein längeres Gespräch, worin er mir zu meinem Bedauern die Mittheilung machte, daß sich die Sache nunmehr definitiv zerschlagen, jede weitere Unterhandlung abgebrochen sei, da er nun einmal mit Guhr nicht fertig werden könne, und daß er am folgenden Morgen zeitig von hier abreisen werde. —

Wir schieden. —

Wunderbares Schicksal! Indem wir glaubten, uns zum Letztenmale für längere Zeit, vielleicht für immer, die Hand zum Abschied zu reichen — war Guhr nicht mehr unter den Lebenden!!

Mühling reiste am folgenden Morgen nicht ab. —

„Guhr ist todt!“ Diese Schreckensworte, die zu jeder anderen Zeit ganz Frankfurt in Bewegung gesetzt haben würden, fanden im Jahre der Revolution und des Umsturzes nur ein Echo in den tieferschütterten Kreisen der Künstler und in den Herzen der näheren Freunde des genialen Meisters!

Ueber die Katastrophe selbst erzählte man sich Folgendes:

Guhr war gegen Abend nach Bockenheim zurückgekehrt, und ging, wie er es auch meistens in gesunden Tagen zu thun pflegte, frühzeitig, etwa um 9 Uhr, zu Bette. Kurz nachher entstand Feuerlärm. Es brannte in einiger Entfernung ein Heuhaufen auf dem flachen Felde. Guhr, noch wachend, stand auf, um von dem Fenster seines nach jener Richtung gelegenen Schlafzimmers das Feuer zu beobachten. Nach einer kleinen Weile legte er sich wieder nieder. Die Umstehenden glaubten ihn eingeschlafen: — als sich kurze Zeit darauf ein Röcheln vernehmen ließ. Man eilte zum Bette — Guhr war eine Leiche!

In einem Nekrolog, in Heinrich's Theater-Almanach für 1849, wird sein plötzlicher Tod einem Lungenschlag zugeschrieben. An derselben Stelle wird als Geburtsort Mielitsch in Schlesien angegeben, als sein Geburtstag der 27. October 1787, — während wir hier, so lange er unter uns weilte, jedes Jahr die Feier desselben am 31. genannten Monats begingen; ein Datum, das doch nur Er angegeben haben konnte. — Guhr, seit mehreren Jahren Wittwer, hinterließ zwei Töchter, von welchen die jüngere bereits vermählt war. *) —

*) Einer seiner nahen Anverwandten, sein Stiefbruder, war der in den 20ger und 30ger Jahren in ganz Deutschland, Rußland und der Schweiz Aufsehen erregende, berühmte Komiker Wurm, der erste Darsteller des „Jacob", in dem zu damaliger Zeit vielfache Partheikämpfe hervorrufenden Stücke „Unser Verkehr", als dessen Autor „Mahlmann" genannt wurde.

So trugen wir denn am 22. Juli den heimgegangenen Meister wenige Tage darauf zu seiner Ruhestätte auf dem Kirchhofe des freundlichen Städtchens, das ihm lieb geworden, und wo er in seinen wenigen Freistunden sich gerne mit der Kultur der Blumen und Pflanzen seines hübschen Gartens beschäftigte. Ein langer Zug leidtragender Freunde folgte dem Sarge, und die Trauer um den Hingeschiedenen war eine aufrichtige, tief einschneidende!

In der Stadt selbst fand die Todesnachricht, wie schon angedeutet, nur geringe Beachtung. Die Welt war ja damals aus „ihren Fugen gerissen", und eben erwartete man Johann von Oesterreich — den Erzherzog-Reichsverweser, der da kommen sollte, sie weder einzurichten. —

Gerne möchte ich noch länger verweilen bei dem unvergessenen Todten; ich hätte noch so Manches zu erzählen, was ihn als Mensch und Künstler charakterisirt; so Manches mit ihm und neben ihm Erlebte zu schildern, — der ich 28 Jahre an seiner Seite gegangen — wenn ich nicht fürchten müßte mich allzuweit von meinem vorgesteckten Ziele zu entfernen, und anstatt die Schicksale unserer Localstücke aufzuzeichnen, die Biographie Guhr's zu schreiben.

Nur Einiges noch. Zu Guhr's Lebzeiten lag die Photographie noch in ihren Anfängen; erst nach den Ereignissen des 18. September 1848, und nach wiederhergestellter

Ruhe, begannen Vogel's*) gelungene Arbeiten in diesem Fache, Anerkennung und Verbreitung zu finden. Selbst das frühere Daguerrotyp-Portrait zählte noch wenig Freunde, und ich erinnere mich nicht je eines von Guhr gesehen zu haben, so wenig mir das von Malß bekannt war, welches achtzehn Jahre nach seinem Tode uns so gute Dienste leisten sollte. Von sonstigen Portraiten Guhr's kann ich mich keines erinnern; es sind wohl deren vorhanden gewesen, allein ich kam nur in der allerersten Zeit seines Hierseins zuweilen in seine Wohnung und dann auch nur in sein Arbeitszimmer, in welchem er in den ersten Jahren Klavierproben abzuhalten pflegte. Was von Abbildungen des merkwürdigen Mannes in den Kunsthandlungen ausgestellt war, beschränkte sich so viel mir bekannt auf zwei Lithographien. Die eine, nach einem Gemälde, stellt ihn im Kniebilde dar, den rechten Arm auf die aufgeschlagene Partitur von „Gluck's“ Iphigenia in Aulis gestützt, welche auf einem teppichbehangenen Möbel liegt, ob Tisch oder Klavier ist zweifelhaft; zur Seite steht ein Armleuchter mit vier Kerzen, dessen Original, nicht etwa aus getriebenem Silber, sondern aus bescheidenem Zinn gefertigt, sich heute noch in der Requisiten-Kammer des Theaters vorfinden dürfte; Guhr selbst, in großer Toilette, mit den obenerwähnten Decorationen geschmückt, und am Fuße das Facsimile seiner Namensunterschrift, mit dem Schiller'schen Distichon:

---

*) Gestorben in Venedig 1865.

„Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
„Sagt mir der Freund was ich bin, lehrt mich der Feind was ich soll."

Dieses Porträt ist ein durchaus mißlungenes. Guhr's Antlitz, dessen gefällige Formen sich bis in seine letzten Lebensjahre erhielten, hat in dieser unglücklichen Nachbildung — wie soll ich es nennen — etwas Froschartiges; Arme, Beine, sehen in ihrer Verzeichnung wie Wülste aus; das Ganze macht den Eindruck eines ausgebalgten Mannequins, wie solche in Maler-Ateliers zu finden sind.

Die andere Lithographie, Brustbild, etwa in halber natürlicher Größe, ist schon um Vieles besser. Hier sind die Gesichtszüge doch wenigstens in so weit ähnlich, daß wer Guhr im Leben gesehen, sich die äußere Erscheinung des Geschiedenen ins Gedächtniß zurückrufen kann. Zwar möchte Einiges am Kostüm auszusetzen sein, namentlich an der fast übertrieben hohen Halsbinde, die lebhaft an Nestroy's Cravate monstre in seiner berühmten Charge des „Sansquartier" in den „Sieben Mädchen in Uniform" erinnert, gegen welche die „cravate microscopique" unserer heutigen Frankfurter „petits crevés", zu Deutsch „Stutzer", einen grellen Kontrast bildet; allein man übersieht dies am Ende.

Meine persönlichen Beziehungen zu Guhr waren übrigens von keiner besonderen Intimität. Wir sahen uns täglich im geschäftlichen Verkehr, fanden uns öfters in größeren ge-

selligen Kreisen mit den übrigen Collegen zusammen. Namentlich war es mir zugefallen durch eine Reihe von Jahren die Festivitäten des 31. Octobers, seines Geburtstages, anzuordnen, die stets unter der heitersten Laune, dem sprudelnsten Humor begangen wurden.

Guhr war jederzeit freundlich und wohlwollend gegen mich, anerkannte meine Thätigkeit; allein besonderer Begünstigungen hatte ich mich von seiner Seite nicht zu erfreuen — und verlangte auch keine.

Daß mir auch die Schattenseiten des bedeutenden Künstlers nicht entgingen, — und wo viel Licht, ist auch viel Schatten — mag, zum Schluß, die Erwähnung des nachfolgenden nicht uninteressanten Vorfalls beweisen, von welchem ich Augenzeuge war.

Es war um Ostern 1842. Rossini's „Stabat mater“ war erschienen und machte begreiflicherweise großes Aufsehen. Guhr wollte es in seinem jährlichen Charfreitag-Konzert, „Concert spirituel“, wie er es bei dieser Gelegenheit betitelte, nebst noch ein paar anderen Kleinigkeiten, als: „der Tod Jesu“ von Graun und die „sieben Worte am Kreuze“ von Haydn, zur Aufführung bringen. Unglücklicherweise war aber die Partitur des neuen Werkes von Paris noch nicht eingetroffen. Guhr studirte deshalb mit den Sängern einstweilen aus dem Klavierauszuge. Eine Partitur damals aus Paris kommen lassen, heißt in unserer Zeit sie aus Japan beziehen zu wollen. Sie traf nicht ein. Doch was kümmerte dies Guhr. Sein Ent-

schluß war schnell gefaßt. Er nahm den Klavierauszug, riß ihn in zwei Theile, gab den einen an Nicolaus Baldenecker, Musik- und Chordirector, mit den Worten: „Den instrumentirst Du, den andern Ich — Ende der Woche muß es fertig sein!" — Und es ward fertig! Das Stabat mater von Rossini — Guhr und Baldenecker wurde an jenem Charfreitage sammt seiner oben erwähnten Begleitung aufgeführt!

Die Trauer über den herben Verlust, die Klagen über die beiden so schnell dahin gerafften Meister, traten jedoch bald in den Hintergrund und verhallten in den Stürmen jener aufgeregten Zeit. Nach den Ereignissen Anfangs März mehrte sich die Bewegung in den Straßen durch massenhafte Zuzüge von Fremden bei Gelegenheit der Eröffnung des Vorparlaments. Dazu kamen noch die allabendlichen Auf- und Umzüge der Arbeiter; die häufigen „Katzenmusiken", womit mißliebige Persönlichkeiten, einheimische sowohl wie fremde, traktirt wurden; wie denn auch Fürst Metternich, der sich auf seiner Fluchtreise, um sich vor den Insulten der aufgeregten Menge zu schützen, in das Mappes'sche Haus auf der großen Bockenheimergasse, No. 30, gerettet hatte, dort ebenfalls seine Katzenmusik bekam, und zwar im großartigsten Styl!

Selbst im Theater gab es mitunter Kravalle. So verlangte das Publicum bei Aufführung der „Stummen von Portici“ stürmisch die „Marseillaise“; ein paar Tage später, bei der des „Oberon“, als Gegendemonstration: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ welchem Verlangen in beiden Fällen vom Orchester entsprochen werden mußte.

Nach Eröffnung des Parlaments, und nach Ankunft des Reichsverwesers nahm indessen der Besuch des Theaters wieder zu; und nach den mit Waffengewalt niedergedrückten Straßen-Kravallen, den Barricaden des 18. September, und endlich nach der Schreckenskatastrophe der Ermordung Lichnowsky's und Auerswald und in Folge der hierauf nach und nach eingetretenen Ruhe, erhoben sich die Einnahmen wieder auf ihr gewohntes Niveau. — Gastspiele von tüchtigen Künstlern brachten Abwechslung in das Repertoir, und einige neue Engagements wurden vom Publicum mit großer Befriedigung aufgenommen, namentlich das von Fanny Janauscheck, welche bereits am 4. Mai in Raupach's „Geschwister“ zum Erstenmale hier aufgetreten war, und das des Komikers Meinhold, welcher im Spätherbst hier eintraf.

Auch die Parlamentsmitglieder besuchten fleißig das Theater, und verlangten meistens nach Localstücken. Jedenfalls mußten nun die Einnahmen hinreichend gewesen sein, um, noch dazu mit Einschluß der neu Engagirten, die sich keinen Abzug an ihren Gehalten gefallen ließen, die Ausgaben zu decken, da die Direction für die Zahlung der auf 60 pCt.

reduzirten Gagen angeblich keine anderen Mittel hatte, als den Ertrag der Tages-Einnahmen, wobei sie das Versprechen gegeben, Alles in ihren Kräften stehende aufbieten zu wollen, um, dem eingegangenen Arrangement gemäß, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, was sie auch so weit pünktlich that.

Inzwischen hatte ein Kampf im eigenen Lager begonnen. Meck, der nun allein am Ruder stand, reichte bei Senat ein Gesuch ein, worin er das Anerbieten machte gegen Zahlung einer Summe von 30,000 fl. sämmtliche Theaterdecorationen der Stadt als Eigenthum zu überlassen.

Darob kam es zu einem heftigen Federscharmützel zwischen den Doctoren Jucho und Sattler, Redacteur des „Konversationsblattes" — Letzterer, als Freund Meck's, pro — Ersterer contra Bewilligung. Dr. Jucho wollte darin nichts Anderes als eine verdeckte Unterstützung der Theaterdirection erblicken, und in Dr. Sattler's Argumentation nur eine „oratio pro domo". Dr. Blum legte sich hierauf besänftigend zwischen die Streitenden, gab zu, daß mit dem Anschlag von 30,000 fl. möglicherweise eine Subvention der Theaterdirection beabsichtigt werde, und sprach den Wunsch aus, daß in solchem Falle die um 40 pCt. an ihrem Gehalte verkürzten Mitglieder auch einigermaßen berücksichtigt werden möchten. Ein humaner Wunsch, der aber leider nur ein frommer bleiben sollte!

Meck hatte während dieser Unterhandlungen um seinem Gesuche Nachdruck zu geben von sämmtlichen Mitgliedern des Theaters die Unterzeichnung eines „Vertrauensvotums" verlangt, welches aber nur die Unterschrift von 27 Personen erhielt, und das mit den Worten schloß:

„sie hätten sich überzeugt, daß Herr Meck das In-„teresse sämmtlicher Theatermitglieder auf das „Rechtlichste und Vollständigste wahrgenommen „habe."

Die etwa 70 Mitglieder zählende Opposition, die Nicht-Unterzeichnenden, erklärten hierauf in einem Flugblatte die Schlußbehauptung des „lächerlichen" Vertrauensvotums für eine „freche, dumme und keiner weiteren Widerlegung würdige Anmaßung". Sie warfen den „Sonderbündlern" den grellen Widerspruch vor zwischen ihrem jetzigen Vertrauensvotum und der an den Senat im Mai l. J. übergebenen „gegen dieselbe Direction gerichteten" und von der Mehrzahl der Vertrauensmitglieder mit unterschriebenen Beschwerdeschrift. Von Letzteren nahmen alsbald mehrere ihre Unterschrift unter allerlei Vorwänden wieder zurück, und die Erbitterung ging am Ende so weit, daß selbst Einzelne, als Anhänger Meck's bezeichnet und deshalb mißliebig, in anonymen Briefen mit Fenstereinwerfen bedroht wurden!

Allein „wozu der Lärm?" — Die „Geschicke erfüllten sich doch!" — Meck bekam seine 30,000 fl., und wir bekamen nach wie vor unsere 40 pCt. abgezogen, wobei uns

manchmal die düstere — vielleicht nicht ganz ungerechtfertigte — Ahnung beschlich, daß das Abzug-Stadium sich noch über den Monat November, den verheißenen Schlußtermin, hinaus und selbst weiter prolongiren möchte.

Mühling hatte unterdessen seine Unterhandlungen mit Meck zum Abschluß gebracht, und war am 1. November in die Direction eingetreten.

Der Theaterzettel genannten Tages kündigte Folgendes an:

„Ouvertüre zu Euryanthe".

„Einige Worte, gesprochen von Mühling, bei dessen Eintritt in die Direction."

„Fidelio".

Die Worte waren zwar „inhaltschwer", aber er hätte vielleicht besser gethan, sie ungesprochen zu lassen. Mühling war zu kurze Zeit erst unter uns, um einsehen zu können, daß sie eben nicht auf den empfänglichsten Boden fallen würden. Man liebte hier zu jener Zeit dergleichen Captatio benevolentiae nicht besonders; jeder servile Beischmack widerte an. Frankfurt war eben damals noch von Frankfurtern bewohnt. —

Mühling brachte bald alle die Eigenschaften zur Anerkennung, welche ihn zu einem vorzüglichen Theaterdirector

stempelten. Im Verkehr mit seinen Schauspielern zeigte er sich stets als wohlwollenden, entgegenkommenden Mann, von gefälligen Formen, nie verletzend wenn er verweigern zu müssen glaubte, immer versöhnlich, vermittelnd, beschwichtigend, — die Pille, wenn er sie gab, zum wenigsten vergoldend; dabei von rastloser Thätigkeit, der Erste und auch der Letzte im Büreau.

Was ihn aber vor so vielen seiner Standesgenossen auszeichnete, war seine Begeisterung, seine Liebe für Kunst und Künstler. Man mußte ihn in der Koulisse stehen sehen, wie er dem Spiel und Gesang mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte, wie jedes Gelingen stille Anerkennung in seinen Zügen und das Mißlingen kein merkbares Zeichen des Tadels erkennen ließ. War er doch in seinen Jugendjahren selbst ausübender Künstler, Sänger und Schauspieler gewesen; wußte er doch aus eigener Erfahrung, wie „schwer“ — nach Seydelmann's Motto — „alles Schöne ist“.

Dazu kam noch sein unermüdliches Streben, dem Publicum Neues, Ungewöhnliches zu bieten. So hatte er die glückliche Idee den Versuch zu machen den großen französischen Tenor, Roger, der eine Kunstreise durch Deutschland beabsichtigte, für unsere Bühne zu gewinnen, indem er ihn zu seinem ersten Gastspiel auf deutschem Boden nach Frankfurt einlud, was ihm auch gelang. Zwei Jahre später glückte es ihm die der Kunst wieder gewonnene Meisterin des Sanges, „Henriette Sonntag“, zu vermögen, nach ihren Siegen in London und Paris, zum Ort ihres ersten

Wiederbetretens der vaterländischen Bühne unser Frankfurt zu wählen.

Daß nicht auch Schatten über dieses freundliche Bild hingezogen wären, wer wollte es leugnen; auch Er hatte seine Schwächen und Mängel, so wie auch Er zu kämpfen hatte gegen bösen Willen, Schmähungen und Haß — „dem Erbtheil seines Stammes" — nämlich des Stammes der Theaterdirectoren.

Das verhängnißvolle Jahr 1848 neigte sich zu Ende. Noch vor Schluß desselben wurde ein einactiges Stück von „Putlitz" ausgetheilt, betitelt: „Familienzwist und Friede". Obgleich dies kleine Lustspiel strenggenommen nicht in die Kategorie der Localstücke gehört, so dürfte doch dessen Erwähnung hier insofern gerechtfertigt erscheinen, als es den lebhaften Beifall mit dem es aufgenommen wurde zum großen Theil einem localen Impromptü zu verdanken hatte. Das Ganze war nicht viel mehr als eine scherzhafte Illustration der augenblicklichen Lage, eine leicht geschürzte Intrike in den Rahmen eines kurzen Actes gefaßt, der Gelegenheit in Fülle bot die Stich- und Schlagwörter der Zeit, vom „kühnen Griff" des Herrn „von Gagern" herab, bis auf das mehr plebeische „Wann nortzt der Klobe hält" in allen Variationen spielen zu lassen; was denn auch

die Darsteller redlich thaten, und selbst späterhin den „Zucker noch überzuckerten“. Mir ward die Parthie des „Patzig, Revierförster,“ zugetheilt.

Bei dem Einstudiren der nicht unwirksamen Rolle trat plötzlich vor mein Auge ein Bild „aus längst verklungener Zeit“ — die Gestalt eines alten Jägersmannes, den vor ein paar Decennien jeder Frankfurter pur sang kannte.

Lang, hager, mit sonnverbranntem, ziegelrothem Gesicht, weißem Haar, sah man täglich den einäugigen Nimrod in grüner Jacke, mit der Schildmütze nebst kurzer Taubenfeder, Flinte und Jagdtasche, in Begleitung seines treuen Caro's zum Thor hinaus wandern.

Was und wie viel er eigentlich auf seinen Waidgängen erlegte, drang zwar nicht zur Kenntniß des Publicums — jedenfalls aber erfuhr dadurch der Preis des Wildprets keine Herabsetzung. Genug, daß Jedermann den alten ehrlichen Kauz gerne sah, und jedes Kind, das ihm auf der Straße begegnete, dem rüstigen Jägersmann jauchzend entgegensprang, um ihm das Händchen zu reichen. Bei dem Durchlesen der Rolle stieß ich auf den Namen „Bornheim“, als Bezeichnung eines nahe gelegeneu Dorfes. Damit war nun freilich nicht unser hierländisches „Bornheim“ gemeint. Der Verfasser hatte überhaupt die Handlung seines Stückes weder an einen bestimmten Ort, noch an eine gegebene Zeit gebunden.

Dies Wort „Bornheim“, in Verbindung mit dem Bild des alten Jägers, erweckte eine Ideenassociation in mir, wel-

cher der Gedanke entsprang, wenn auch nicht das Stück selbst, so doch meine Rolle zu localisiren. Der ehrliche Waidmann mußte natürlich Modell stehen, und das gleichsam photographisch reduzirt erscheinende Bild des längst Heimgegangenen, erfreute sich der beifälligsten Aufnahme seitens der zahlreichen Zuschauer, unter welchen sich noch einzelne Exemplare ehemaliger Komilitone des ehrlichen Alten befanden, die in jüngeren Jahren an seiner Seite durch Flur und Wald birschend dem edlen Waidwerk obgelegen.

Der heitere Scherz, am 11. Januar 1849 zum Erstenmale aufgeführt, gefiel allgemein und wurde häufig wiederholt; bis er endlich im Jahre 1852, nachdem „die Reaction drohend ihr Haupt erhoben", mit seinen übrigen Kameraden gleichen Schlags, als antiquirt, dem Staube der Vergessenheit anheimfiel.

Jubiläen sind bei dem Theater grade nichts Seltenes, und auch uns hier wurde häufig Gelegenheit gegeben das Verdienst mit der ihm gebührenden Krone zu schmücken.

Hatten wir im Jahr 1849, am 28. December, das 50jährige Künstlerjubiläum Julius Weidner's festlich begangen, so brachte uns nun das Jahr 1850 eine neue Veranlassung dieser Pflicht gerecht zu werden. Fünf und zwanzig Jahre waren verflossen seit dem Eintritte E. H. A. Hal-

lenstein's in den Künstlerverband der hiesigen Bühne. Die Direction ließ diese Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne, langjährigem Gebrauche gemäß, dem Jubilar als Anerkennung seiner Verdienste eine Benefizvorstellung zu bewilligen.

Hallenstein rüstete somit zu dieser Vorstellung mit allem Eifer, um sie, des Tages würdig, so interessant als möglich zu machen. Sein „Glas Eppelwein" war ein beliebtes Stück, und hatte sich seitdem, und auch später, auf dem Repertoire erhalten. Es war deßhalb vorauszusehen, daß er nun, nachdem acht Jahre verflossen seit der durchgefallene „Peter aus der Fremde" in sein heimathliches Nürnberg zurückgekehrt war, mit frischer Kraft auf dem früher glücklich betretenen Kampfsplatz erscheinen würde.

Bald hörte man denn auch, daß Hallenstein ein neues Opus unter der Feder habe; diesmal aber keine Parodie, sondern die Umarbeitung eines Stückes, das unter dem Titel: die Erholungsreise vor längerer Zeit schon von Angely aus dem Französischen übersetzt worden war. Die Hauptrolle dieser einactigen Posse, Konditor Adler aus Königsberg in Preußen, wurde in den baumwollenen Waarenhändler Hampelmann aus Frankfurt umgewandelt, und die Handlung aus der Stadt Thorn in die freien Städte Hamburg und Frankfurt verlegt. Dem einen Acte wurden noch zwei andere, der erste als Einleitungs-, der dritte als Schlußtableau angehängt, und das Ganze dann als „Hampelmanniade" in drei Acten bezeichnet.

Ich verhehle nicht, daß ich bei dem ersten Anblick des voluminösen Manuscripts einigermaßen erschrak. Es schien mir an einer Ueberfülle zu leiden, die mich besorgen ließ, daß es sich in dieser monstruösen Gestalt zur Darstellung kaum eigne. Allein es fand sich doch auch anderseits wieder viel Gelungenes darin, viele wirksame Zeitanspielungen und kernige Witze; namentlich hatte der zweite Act, der Schwerpunkt des Ganzen, mehrere hübsche komische Situationen aufzuweisen, welche bei guter Darstellung nicht verfehlen konnten den drastischsten Effect hervorzubringen.

Nach wiederholtem Durchlesen verfiel ich auf den Gedanken um das Stück bühnengerechter zu machen verschiedene Modificationen an demselben in Vorschlag zu bringen, und theilte meine Ideen deshalb dem Autor mit. Nach meiner Ansicht sollten eine Anzahl Rollen im ersten und dritten Act gänzlich wegfallen, der Dialog in diesen Acten namhaft gekürzt, das erste Auftreten Hampelmanns in anderer Weise motivirt, die Erkennungsscene zwischen Vater und Sohn am Schlusse des zweiten Actes, in den dritten verlegt werden u. s. w.

Hallenstein zeigte sich mit meinen Vorschlägen einverstanden, und war sofort bereit die erforderlichen Abänderungen zu machen.

So fand denn am 4. November 1850, zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum C. H. A. Hallenstein's, die erste Vorstellung des achtzehnten Localstückes statt, unter dem Titel:

„Ein Abentheuer des Herrn Hampelmann“
oder:
„Der Ehemann wider Willen“.
Eine Hampelmanniade in 3 Bildern.

Das Haus war in allen Räumen gefüllt.

Mehül's treffliche Oper, „die beiden Blinden von Toledo“, worin ich ebenfalls an diesem Abende die Hauptrolle gab, machte den Anfang. Das neue Localstück wurde mit wahrhaft stürmischem Beifalle aufgenommen.

Bei der am darauf folgenden Sonntag gegebenen zweiten Vorstellung wiederholte sich der gleiche Enthusiasmus, und einige Tage später hatte mein Kollege Meinhold die speculative Idee, die dritte zu seinem, eben fälligen Benefize zu geben, womit er denn auch ein brillantes „Geschäft“ machte.

Der glänzende Erfolg des Stückes schien Hallenstein zu erneuerter Thätigkeit anzuspornen. Schon im nächsten Jahre beschäftigte er sich abermals mit dem Plan zu einer neuen Hampelmanniade. Diesmal wählte er zum Ort der Handlung unser Frankfurt selbst und verlegte die Zeit auf den Pfingstdienstag, dem in den alten freireichsstädtischen Zeiten so famosen „Wällchesdag“. Hampelmann sollte nun seine Abentheuer nicht mehr in der Fremde, sondern auf eigenem Grund und Boden zu bestehen haben.

Die Vorstellung dieses, unseres neunzehnten Local-stückes fand am 17. März 1852, und zwar zu meinem eigenen Benefize statt.

Das in reichem typographischen Schmucke prangende Extra-Einladungs-Programm war von karnevalistischer Länge, und meldete wie folgt:

„Die beiden Füchse“, Oper in 2 Acten.

Hierauf zum Erstenmale:

„Eckensteher Nante im Verhör“.

Zum Schluß, zum Erstenmale:

„Herr Hampelmann im Wäldchen“

oder:

„Der Pfingst-Dienstag“.

Eine Hampelmanniade in 4 Bildern.

„Do hott mer doch was for sei Geld“ — konnte man hier füglich mit der lieblichen Tochter des alten Bürger-Capitains ausrufen!

Mehül's Meisterwerk fand leider diesmal nicht die glänzende Aufnahme, welche ihm Anfangs der 30ger Jahre mit der damaligen trefflichen Besetzung stets zu Theil wurde.

Nach der Oper gab Friedrich Devrient mit frischester Laune die drastische Scene des Eckenstehers Nante im Verhör, wofür ihm das Publicum reichlichen Beifall zollte.

Aber ein schlimmer Umstand war es nun, daß sich die Vorstellung durch die Ueberfülle des Stoffs in eine uner-

quickliche Länge zog. „Zu lang!“ ist ein ominöser Ruf, an dem schon gar Manches, oft Tüchtiges, gescheitert ist. Es entsteht in solchen Fällen eine Art Wechselwirkung zwischen dem Publicum und den auf der Bühne Beschäftigten; beide Theile werden nach und nach ungeduldig. Die Zuschauer fangen an zu gähnen, oder verlassen den Saal, — auf dem Theater geht der Regisseur unruhig auf und ab, sieht jeden Augenblick nach der Uhr; — bis auf den letzten Koulissenschieber herab hat Jeder die Frage im Munde: „wann fängt es an? wie lange dauert's? wann werden wir fertig?“ Während dieser allgemeinen Unruhe steht nun der Träger der Hauptrolle, auf dessen Schultern die Verantwortlichkeit des Erfolgs lastet, hinter der Koulisse, in manchmal fiebrischer Aufregung des Anfangs harrend; kämpfend um die nöthige Fassung zu behalten, um sich nicht durch alle diese Fragen, die zunächst an ihn gerichtet werden, da er ja die beste Auskunft darüber geben kann, aus der Stimmung bringen zu lassen, und die unentbehrliche Ruhe zu gewinnen, um der neuen Rolle gerecht zu werden. Ach! wie oft habe ich diese qualvollen Minuten durchleben müssen!

Es mochte wohl 9 Uhr bereits vorüber gewesen sein, als das seit beinahe drei Stunden erwartete neue Stück, welches doch zunächst den größeren Theil des Auditoriums herbeigezogen, beginnen konnte. Die damals in Frankfurt noch übliche Theaterzeitlänge war schon überschritten, und wir hatten nun noch vier Acte zu spielen, welche drei Zwischenpausen erforderten, die durch scenische Anordnung ebenfalls

mehr oder weniger Zeit in Anspruch nahmen. „Zu lang — zu lang," zischelte es aus jeder Koulisse!

Dies alles zusammen genommen mag zum großen Theil schuld gewesen sein, daß unser neuestes Localstück nicht die durchgreifende Wirkung hatte, die wir uns davon versprachen. Trotz des glücklich gewählten Stoffes und Titels, trotz mancher gelungenen Scenen, stieg die Temperatur des Publicums nicht auf den sonst gewohnten Höhegrad. Die Direction ließ es nur zweimal noch über die Bretter gehen, und damit endigte sein kurzes Dasein.

Das Geheimbuch eines Theaterdirectors ist, wie das eines jeden anderen Geschäftsmannes, ein Buch „mit sieben Siegeln“. Wer hätte in das unserer Direction blicken können? Und doch hätte dies zunächst geschehen müssen, um zu einer richtigen Beurtheilung zu gelangen, ob die Geschäfte der nun seit etwa vier Jahren bestehenden Association Meck und Mühling „lucrativ“, oder das Gegentheil gewesen waren.

An der angestrengtesten Thätigkeit mangelte es nicht, um das Repertoir so anziehend als möglich zu machen. Mühling namentlich ließ seine Schauspieler eben nicht „rostig“ werden. Auch hatte er eine besondere Vorliebe, die ihm noch von Hamburg her anhängen mochte, für lange Vorstellungen. Hauptsächlich an Sonntagen liebte er alle Segel aufzuhissen und schien die Massen durch Masse herbeiziehen zu wollen, was trotz dem Allen doch nicht immer seinen Erwartungen entsprechend gelang.

Dabei kamen denn öfters wunderliche Gruppirungen auf dem Theaterzettel zum Vorschein. Zur weißen Dame gesellte sich der Kurmärker und die Picarde; auf Martha folgten die 3 Acte von Hampelmanns Abentheuer, welche beinahe 1³/₄ Stunden in Anspruch nahmen und doch erst nach 9 Uhr anfangen konnten. Aber es ging manchmal selbst noch bunter her: den Schwestern von Prag folgte der Bürgercapitain! Wiener und Frankfurter Localkomik in „ähn Dippe geschmisse“!!

An interessanten Gastspielen ließ es die Direction auch nicht fehlen und zu keiner Zeit möchten vielleicht so viele Künstlergrößen des Inlandes sowohl, als des Auslandes, dem Publicum in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von vier Jahren, abwechselnd vorgeführt worden sein als in der damaligen.

Die folgende Uebersicht wird das Gesagte bestätigen: Von Sängerinnen gastirten: Henriette Sonntag, Falconi-Bochkolz, Ney, Fischer-Achten; von Sängern: Roger, 1849 und 1851, Tichatscheck, Stighelli, Reer, Pischek; von Schauspielern: Emil Devrient, 1851 und 1852, Grunert; von Komikern: Räder, Wallner, Scholz, Grois, 1850 und 1852; Levassor aus Paris; die französische Tragödin Rachel; der afrikanische Tragöde Ira Aldridge. Dann italienische Operngesellschaft, mit der Prima Donna Viola; französische Vaudeville-Gesellschaft; das berühmte, sogen. Wiener Kinderballet der Frau Weiß; das Darmstädter Ballet mit Emilie Grahn aus Schweden; die gefeierte Tänzerin Brüe aus Berlin. Ja selbst der kleine Baron von Klesheim las seine „Blüamle“ vor, und der allerkleinste Admiral der Welt, Tom Pouce, manövrirte auf dem Deck unserer Bühne!

Bei solchen außergewöhnlichen Erscheinungen macht die Kassa natürlich horrende Einnahmen, da die Eintrittspreise alsdann meistens verdoppelt, öfters selbst verdreifacht werden; aber sie hat dagegen auch eben so horrende Ausgaben. Denselben großen Maßstab, welchen das Publicum an die Lei-

stungen dieser außerordentlichen Künstler zu legen pflegt, pflegen diese außerordentlichen Künstler auch wiederum an die Bemessung ihrer Honoranforderungen zu legen; so daß der Nutzen, welcher bei derartigen Gastspielen erzielt wird, oft nur ein imaginärer ist, und durch die später um so schlechteren Einnahmen bei den gewöhnlichen Vorstellungen, sich nicht selten auf Null reduzirt.

Daß unsere beiden Directoren mit dem Stande der Dinge nicht besonders zufrieden waren, und manchen sorglichen Blick in die Zukunft warfen, konnte man, wenn auch nicht direct aus ihren Reden, so doch aus manchem Zufallswörtchen schließen, mancher krausen Stirn ansehen und manchem halblauten Seufzer abmerken. Zwar hieß es, wie der Theaterklatsch ging, Meck habe „trotz dene schlechte Zeite was ordentliches zusamme gespart;" über Mühling war es in dieser Beziehung still. Es dauerte indessen nicht lange, so sollte uns der in die Augen springende Beweis geliefert werden, daß, wie sich auch die Resultate ihrer Geschäftsführung gestaltet haben mochten, die beiden Directoren auf eine fernere Ausbeutung ihres Unternehmens zum Wenigsten grade nicht erpicht waren.

Johann Hoffmann, früher Theaterdirector in „Riga", später in „Prag", wo er so eben die Direction niedergelegt hatte, traf hier ein. Er war der langjährige Freund seiner

früheren Collegen Meck und Mühling. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß er wegen Uebernahme unseres Theaters mit Beiden in Unterhandlung stünde. Anfänglich hieß es zwar, daß er sich an der Unternehmung nur betheiligen wolle, aber bald wurde es uns klar, daß er allein Herr war.

Am 1. November 1852 übernahm Johann Hoffmann die Direction des Frankfurter Stadttheaters auf eigene Rechnung; Meck verblieb noch für einige Zeit formell in der Direction und behielt seine Stellung als Schauspieler bei; Mühling erschien im Almanach unter dem Titel: „Artistischer Director und Ober-Regisseur des Schauspiels und der Oper."

So war denn schon nach vier Jahren unser Theater abermals in eine neue Phase getreten, und Jedermann sah mehr oder weniger besorgt dem Gebahren des neuen Directors mit Spannung entgegen.

Hoffmann war noch in den besten Jahren, von imponirendem Aeußern, früher Tenorist mit bedeutenden Stimmmitteln, als ächter Wiener immer elegant in der Erscheinung, sorgsam frisirt, stets gelbbehandschuht, mit Brillant-Nadeln und Ringen, goldenen Ketten und Berlocken reich geschmückt; dabei Lebemann und auch Andere gerne leben lassend, flott gegen seine Mitglieder wenn er gute Ge-

schäfte machte. Leider war aber der Boden, den er nun zum Erstenmale betrat, ihm eben so fremd, als ihm alle übrigen Verhältnisse neu und ungewohnt erscheinen mußten. Die Anschauungen des K. K. Oestreichischen Theater-Directors standen im schroffen Gegensatze zu unseren Freistadt Frankfurtischen. Er konnte sich eben so wenig mit uns, als wir uns mit ihm zurecht finden. Darin möchte wohl zunächst die Grundursache aller der Widerwärtigkeiten zu suchen sein, welche den arg gepeinigten Mann während der kurzen Dauer seines hiesigen Aufenthaltes verfolgten. — Wie Andere in anderen Geschäftszweigen, kam auch er mit der vorgefaßten Meinung her, daß in dem reichen Frankfurt das Gold nur so auf allen Gassen läge und man sich nur zu bücken brauche, um es aufzuheben. Er träumte von einer exceptionellen Prosperität seines Theaters, das er mit seiner frischen Kraft wieder auf eine dem früheren Glanz desselben entsprechende Stufe heben wolle; allein die häufig magern Einnahmen, die sich fortwährend mindernden Abonnements, ließen ihn bald alle derartigen Träume als illusorische erkennen.

Schade daß Hoffmann um drei Lustra zu früh hierher kommen mußte! Zu seiner Zeit gab es noch keine Gewerbefreiheit, keine Freizügigkeit, keine Quadratfußspeculation und noch keine merkliche Zunahme der Bevölkerung. Das Intelligenzblatt hatte noch nicht, wie heute, seine langen Listen von Zuzüglern aufzuweisen, von neuen Mitbürgern, die allwöchentlich ihre in „heim“ und „bach“ mündenden

Wohnsitze verlassen, um in dem reichen Frankfurt neue Etablissements zu gründen, und welche dann gerne und häufig den in der Heimath ungekannten Genüssen im Tempel Thaliens, in welchen Schalen sie auch geboten werden, sich hinzugeben pflegen.

Gleich von Anfang an verstimmte es ihn, daß das Publicum seinen aus Prag mit hergeführten ersten Tenor nicht goutiren wollte, während er in der böhmischen Hauptstadt sehr beliebt war und auch bald darauf wieder dorthin zurückkehrte.

Bei dieser Gelegenheit kam es zu einem interessanten Auftritt, dem ich, zufällig auf dem Directionszimmer anwesend, beiwohnte.

Hoffmann hatte nämlich vernommen, daß sich mehrere Mitglieder des Chorpersonals mißliebig über die Leistungen des gastirenden Tenors ausgesprochen und wollte ihnen deshalb eine scharfe Rüge geben. Das Chorpersonal erschien in großer Majorität auf dem Büreau des Directors, um sich zu vertheidigen. Es entspann sich hieraus eine trotz des Ernstes der Sache beinahe komische Scene. Der Wortführer der Beschuldigten, noch voll des parlamentarischen Geistes aus den 48er Jahren, hielt eine wohlgegliederte Rede, in welcher er die Anklage Punkt für Punkt zu entkräften suchte. Der Ausdruck stillen Beifalls, welcher in den Zügen seiner Kameraden lag, stachelte den Redner zu wachsender Kühnheit auf, wobei ihn sein gewaltiges Contrabaßorgan trefflichst unterstützte.

Hoffmann's, des Oestreichers, Antlitz entfärbte sich ob dieser ihm unerhört scheinenden oratorischen Dreistigkeit, — ihm, dem vormärzlichen K. K. Theater-Director gegenüber! In der heftigsten Aufregung und den wenigst gemessenen Ausdrücken, wies er die parlamentirenden Chorsänger zur Thüre hinaus!

Der Vorgang war in so fern nicht ohne Nachtheil für ihn, als nun der erbitterte Rhetor nebst seinen Collegen Hoffmann's Benehmen aller Orten durch die schärfste Hechel zogen und die Stimmung gegen ihn dadurch nur immer gehässiger machten.

Hoffmann hatte das seitherige Personal, das sehr tüchtige Kräfte zählte, im Ganzen beibehalten und sich bestrebt etwaige Lücken entsprechend auszufüllen. Auch sparte er nichts, um Werke von Bedeutung würdig in Scene zu setzen. Gleich im Anfange des Jahres 1853 ließ er den „Tannhäuser" zum Erstenmale aufführen und stattete diese Oper mit außergewöhnlichem Pomp und Glanze aus. Die Darstellung dieses schwierigen Werkes erfreute sich seiner besonderen Zufriedenheit; er gab dieselbe seinen Künstlern in freundlichster Weise zu erkennen, indem er jedem der Solosänger ein geschmackvolles Geschenk überreichte. Aber auch sein tüchtiges Chorpersonal sollte trotz den früheren Mißhelligkeiten nicht leer ausgehen. Er ließ bei einem Restaurant ein splendides

Souper bereiten, wozu Alle ohne Ausnahme eingeladen waren. Der Zufall wollte, daß ich Hoffmann auf der Straße begegnete, als er grade den Weg nach dem Restaurant einschlug, um dem Abendessen zu präsidiren. Er war freundlich genug mich einzuladen ihm zu folgen, und so wurde mir das Vergnügen zu Theil dem lustigen Gelage beizuwohnen und in die Vivats einzustimmen, welche dem Herrn Director, als „Dominus tractans," in perlendem Champagner ausgebracht wurden.

Auch auf die „Mise-en-scène" der neuen Oper eines dilettirenden Souverains verwendete er ein hübsches Sümmchen, das er freudig opferte, in der Hoffnung, daß seine stillen Wünsche nach der heißersehnten „Knopflochzierde" Erhörung finden möchten, — worin er sich denn auch nicht täuschte.

Allein trotz allen Mühen blieb der klingende Erfolg weit hinter seinen Erwartungen zurück. Auch schien es beinahe als ob er bei Uebernahme der Direction nicht mit der nöthigen Geschäftsumsicht verfahren; wie ihm denn z. B. seine Verbindlichkeiten der Pensions-Anstalt gegenüber erst in der Praxis zur klaren Erkenntniß kamen, wovon ich mich in meiner damaligen Stellung als Mitglied des Pensionsfonds-Ausschusses zu überzeugen Gelegenheit hatte. Leider griff er alsdann, um sich die allerdings drückende Last zu erleichtern, zu einem Mittel, welches die keimende Mißliebigkeit gegen ihn zu heftiger Opposition steigerte.

Er kam nämlich auf den Gedanken die Mitwirkung seiner engagirten Mitglieder bei Concerten und musikalischen Auf-

führungen, nur gegen eine Abgabe zu gestatten, welche der Pensionskasse zufließen sollte; was somit einer indirecten Erleichterung seiner Verbindlichkeiten gegen dieselbe gleich kam. Er entwarf hierzu einen förmlichen Tarif. So sollte für die Mitwirkung des Orchesters bei Concerten eine Abgabe von fl. 50 entrichtet werden; für jeden Sänger fl. 25 u. s. w. Er setzte es allerdings durch, und schon nach einigen Wochen übersandte er mir, als Mitglied des Ausschusses, mit großer Befriedigung die Summe von fl. 100 für die Pensionskasse, als erste Frucht seines octroyirten Tarifs.

Welche Aufregnng diese Neuerung in der hiesigen Musik-Welt hervorrief, kann man sich denken. Die Museumsgesellschaft, der Cäcilienverein und andere, welche damals, wo der prächtige Saalbau noch nicht stand, auch noch nicht in der Lage waren fremde Künstler gegen bedeutende Honorare zu ihren großen Aufführungen heranzuziehen und deshalb sich auf die einheimischen Kräfte beschränken mußten, wurden indignirt über eine solche „Gewaltmaßregel“. Die Stimmung gegen Hoffmann fing an so feindselig zu werden, daß er es für gerathener hielt die ganze Sache wieder fallen zu lassen. Die Pensionskasse hatte keinen zweiten Eingang aus dieser Quelle ferner vorzumerken, — der unglückliche Neuerer dagegen eine Zahl von Gegnern mehr.

Sieben Jahre waren nun verflossen seit meinem unglücklichen „Duell in der Haasengasse“, als ich gegen Ende des Jahres 1853 abermals Vorbereitung zu meinem Benefize zu treffen hatte.

Kurze Zeit vorher war mir ein Vaudeville in die Hände gekommen: „Quand on attend sa bourse“ betitelt, von „Marc-Michel und Laurencin“. Es schien mir nicht übel geeignet zu einer „Hampelmanisirung“. Die Wunden des letzten „Duell's“ waren so ziemlich vernarbt, und ich hoffte selbst die Scharte damit gänzlich auszuwetzen.

Die Uebertragung war diesmal keine ganz leichte. Das Original spielt in einer kleinen französischen Provinzialstadt, zu welcher man mittelst Eisenbahn gelangen kann, dann aber, wie es der Gang der Handlung erfordert, von da ab einen Landweg zu Wagen machen muß, um einen bestimmten dritten Ort zu erreichen. Ich mußte daher auf der Karte unseres lieben Deutschlands nach einer analogen Disposition der Localitäten herumstöbern, welche ich nach langem Suchen endlich auch fand. Die weitere Aufgabe war den scharf ausgeprägten Localton, die vielen Calembours und Bonmots mit Hampelmannischen Redeweisen zu vertauschen; eine „Bonne“, der deutschen Localität angemessen, in einen „Garçon“ zu verwandeln, u. dgl. m., und schließlich, als Magnet für die Kasse, einen lockenden Titel auszuklügeln. — Die Arbeit schien mir eine ziemlich gelungene.

Dies zwanzigste Localstück wurde am 18. Januar 1854 zum Erstenmale und zu meinem Benefize aufgeführt, unter der Benennung:

„Herr Hampelmann auf Freiersfüßen".
Lustspiel in einem Act.

Nach demselben folgte die ebenfalls erste Aufführung von:

„Ränke und Schwänke."
Lebensbild mit Gesang in 3 Acten
von Starke.

Letzteres wurde mit großem Beifall aufgenommen. Die darin vorkommende Katzenmusik, eine Reminiscenz aus jüngst vergangener Zeit, wo so Mancher damit traktirt wurde, — die durch „Hoppel-Poppel" zu kurirende Heiserkeit des Gerichtsdieners, erregten „ungeheuere Heiterkeit", wozu der treffliche Humor des jugendlichen Fritz Devrient in der Rolle eines flotten Bruder Studio nicht wenig beitrug.

Dagegen hatte das Localstück nicht ganz den erwarteten Erfolg. Es wurde zwar viel gelacht, — von Opposition war diesmal keine Rede; allein am Schlusse verhielt sich das Publicum ziemlich kühl, und nach der dritten Vorstellung blieb das Stück vorläufig liegen.

Ein kundiger Freund meinte, daß der Dialog allzu gedehnt und daß namentlich der Schluß unbefriedigend sei. Der Zuschauer weiß allerdings, daß der „Freier" gefoppt ist, allein er möchte doch auch die spätere Wirkung der Fopperei auf den Gefoppten mit Augen sehen und sich nicht blos zu denken haben. Ich war hier allerdings dem Originale treu geblieben, um so mehr als ähnliche Schlüsse, wie der im

vorliegenden Stücke, in den meisten neueren Vaudevilles vorkommen. — Fünf Jahre später hatte ich mich zu einem Gastspiele vorzubereiten, als mir das kleine Stück wieder einfiel. Nur von drei Personen gespielt, worunter meine Rolle allein unsere Mundart spricht, eignet es sich vorzugsweise zur Gastdarstellung. Ich nahm daher sogleich die Umarbeitung vor, die zunächst in einer Kürzung des Dialogs, hauptsächlich aber in einem neu anzufertigenden Schlusse bestand.

Die vorzüglichen Darstellungen der amüsanten Kleinigkeit in Mannheim und Stuttgart, fanden großen Beifall. Seitdem hat es sich auch auf unserm Repertoire dauernd erhalten.

Als ich dies Vaudeville vor einigen Jahren zum Erstenmale im Palais-Royal, seiner Geburtsstätte, sah, wünschte ich, daß mein trefflicher französischer College, der langnasige Hyacinthe, welcher die Rolle „creirt" hatte, sich meiner neuen Schlußscene hätte bedienen können, denn der Originalschluß war auch in der Originalsprache eben so lahm wie der meiner früheren Bearbeitung.

Hatte nun auch Hoffmann „Feinde rings um", so hatte er dagegen auch Gönner, und zwar Gönner, deren Einfluß, mit großer Energie gepaart, schwer in's Gewicht fielen. Wer ihm „den Gedanken in seine Seele blies" zu thun, was er

jetzo that, weiß ich nicht zu sagen; aber er that, was noch kein Director, keine Direction je vor ihm zu thun unternommen, da Jedermann von der Unmöglichkeit des Gelingens überzeugt war: er richtete ein Gesuch an den Senat um Bewilligung einer Subvention!

Die Motivirung seines Gesuchs konnte ihm nicht schwer fallen; sie lag für Jeden auf der Hand, der die durchschnittlich leeren Häuser sah, die trotz allen Anstrengungen nicht dem Bedarf entsprechen konnten. Die Zahl der abonnirten Logen war auf etwa 20 herabgesunken, die meistens ein verödetes Ansehen hatten, da die reichen Besitzer es nicht selten vorzogen, die Kunstleistungen mehr in der Nähe, auf der Bühne selbst, in Augenschein zu nehmen, allwo es denn während den Vorstellungen häufig recht munter und vergnüglich zuzugehen pflegte. — Der zweite Rang war zwar gewöhnlich gut besetzt, wenn auch nicht gerade von Abonnenten, so doch von Theaterangehörigen beiderlei Geschlechts, verstärkt von einem Damenflor aus den mit der Direction befreundeten Schriftsteller-Familien, deren Häupter das bequemer gelegene und selten unbequem gefüllte Parterre vorzogen, um von dort aus den Vorstellungen ihre kritische Aufmerksamkeit zu schenken. Hoffmann war in dieser Beziehung nicht engherzig und schien darin die Maximen manches praktischen Privat-Directors zu befolgen, der lieber sein Haus mit Freibilleten vollstopft, als daß es im Publicum verlauten soll es sei eine seiner Vorstellungen vor leeren Bänken abgespielt worden. Hoffmann hätte es sich nicht träumen las-

sen, daß einst in dem ihm so abholden Frankfurt die Zeiten kommen würden wo zu einer Sonntagsvorstellung, ungeachtet daß Niemand wußte — auch der Theaterzettel nicht — welches Stück oder welche Oper hierzu in Aussicht genommen, dennoch am Samstag „das Haus ausverkauft war", wie es im modernen Theatergeschäftsstyl lautet; daß die Nachfragen im Intelligenzblatt nach ganzen, halben und viertel Plätzen sich dergestalt mehrten, daß am Ende selbst ein Agio in verlockende Aussicht gestellt wurde.

Worüber Viele, als sie von Hoffmann's Schritten vernahmen, den Kopf schüttelten, was die Meisten für eine Unmöglichkeit hielten, daß er es erreiche, war unterdessen unserm kühnen Director gelungen.

Im Januar 1854 verwilligte das Bürgerkolleg, im Februar darauf der Gesetzgebende Körper dem Theater eine Subvention von jährlich 16,000 fl., von welcher Summe jedoch 3000 fl. der Pensionskasse überwiesen werden mußten, dagegen fiel jede Verbindlichkeit gegen dieselbe aus der Theaterkasse weg. Hierdurch wurde Hoffmann's materille Lage für den Augenblick allerdings erleichtert; allein es lag in dem Votum der Behörden doch immerhin keine Bürgschaft für die Zukunft. Das Gesuch mußte jedes folgende Jahr wieder erneuert werden, und die Gegner, erbittert über die diesmalige Niederlage, waren alsdann aufs Neue aus dem Felde zu schlagen.

Zu allen sonstigen Widerwärtigkeiten kamen auch noch die Kränkungen, die Hoffmann's Vatergefühl erdulden mußte. Die üble Stimmung des Publicums gegen ihn übertrug sich auch auf die Leistungen seiner Tochter, welche mit Jugend und Schönheit nicht ungewöhnliche Stimmmittel verband, die in guter Schule gebildet, bereits einen nicht unbedeutenden Grad von Fertigkeit erlangt hatten. Wenn Jenny Hoffmann im Allgemeinen auch die Anerkennung ihres Talents nicht versagt wurde, so war doch bei ihren Leistungen ebenfalls die Opposition rührig, welche ihrem Gesang Mangel an Wärme und Empfindung vorwarf und ihre vom Publicum häufig mit Beifall aufgenommenen Vorträge stets mit demonstrativem Zischen begleitete.

Wer konnte unter solchen Umständen sich wundern, daß sich das Gemüth des geplagten Mannes nach und nach verbitterte. Der lustige Lebemann fing an mürrisch zu werden, ja selbst mißtrauisch, namentlich gegen die älteren Mitglieder. In fast Jedem glaubte er einen Prätendenten zu wittern nach der „Dornenkrone“, die ihm selbst so scharf einschnitt in sein sorgenvolles Haupt. In dieser Lage faßte er den Gedanken, einen Vertrauensmann von Außen kommen zu lassen. Es währte auch nicht lange, so traf ein solcher in der Person des Regisseurs F., eines alten Freundes Hoffmann's, hier ein.

Dem sämmtlichen Personale, Wenige ausgenommen, persönlich unbekannt, war F. auf hiesigem Boden leider eben so fremd, wie anfänglich sein Freund. Unter solchen Umständen

konnte Hoffmann begreiflicherweise keine Stütze an ihm finden, keinen Rathgeber, der ihm den Faden in die Hand gegeben hätte, um sich aus diesem Labyrinth von Schwierigkeiten herauszuwinden.

Der neue Regisseur, von dessen Scenirungs-Talent anfänglich viel Redens war, machte gleich bei seinem ersten Debüt in diesem Fache einen glänzenden Fiasco. Sein Arrangement militärischer Evolutionen wurde ausgelacht und das von ihm in Scene gesetzte neue Stück: „Gervinus" ausgepfiffen. *)

So herrschte denn eine allgemeine Mißstimmung in unserem Kreise, die nur von den Wenigen nicht getheilt wurde, die ihrer besonderen Zwecke wegen sich emsig auf dem Büreau des Herrn Directors einzustellen pflegten, welches, seit dem Erscheinen des neuen Regisseurs, dem dorten Eintretenden manchmal eine flüchtige Erinnerung an das berühmte Tabakskollegium des Vaters „Friedrichs des Großen" erweckte.

---

*) F. hatte kurz nach seiner Ankunft zum Erstenmale der Aufführung einer Hampelmanniade beigewohnt. Nachdem er mir über meine Leistung viel Schmeichelhaftes gesagt hatte, brachte er die Rede auf eines „seiner Stücke", welches in Oesterreich kolossalen Erfolg gehabt haben sollte und sich seiner Meinung nach vortrefflich zur Uebertragung ins „Frankfurterische" eignen würde. Als er mir hierauf den Gang der Handlung des gepriesenen Stückes detaillirte, fand ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß „sein Stück" nichts anders war, als eine Uebersetzung der „Cabinets particuliers", des kolossalen Fiascos am 2. April 1838.

Unterdessen wurde die Opposition gegen Hoffmann immer heftiger und allgemeiner. Die politischen Stürme der letztvergangenen Jahre hatten sich einigermaßen gelegt; der Verkehr, namentlich der Geldverkehr zeigte wieder die gewohnte Regsamkeit; die „Mobbel-"*) Blüthen fingen schon an zu knospen, die im Jahre 1856 zu goldnen Früchten reiften, welche den, der sie zu pflücken verstand, über Nacht zum Krösus machten. Dazu wollte der alte, räucherige Theatersaal nicht mehr passen; man wollte Anderes haben, Großartigeres; die Misère einer Privatunternehmung widerte an; man gedachte der früheren Zeiten der Selbstverwaltung, man wollte wieder Actionaire, oder die Stadt sollte zum wenigsten das Theater für eigene Rechnung übernehmen, ein der Neuzeit angemessenes prächtiges Opernhaus — worin das Ballet nicht fehlen dürfe — erbauen, und was dergleichen pia desideria mehr waren. —

Unter Hoffmann's zahlreichen Gegnern war die Presse einer der unbeugsamsten und stand ihm zum großen Theil feindlich entgegen. Einzelne Blätter fielen mit einer wahren Berserkerwuth über ihn her, so daß Hoffmann im Jahre 1855 eine Erklärung veröffentlichte, worin er anzeigt: daß er den ihn am heftigsten angreifenden „Volksfreund" zu gerichtlicher Verantwortung gezogen habe.

Allein was half alles Kämpfen und Ringen gegen eine Uebermacht, welcher selbst seine einflußreichsten Gönner nicht

*) Crédit mobilier.

wehren konnten. Der arme gehetzte Mann mußte endlich unterliegen. Im Mai 1855 lehnte der Gesetzgebende Körper die Wiederbewilligung der Subvention ab, verwarf den Antrag auf Neu- oder Umbau des Theaters, gestattete jedoch eventuell den Ankauf des Hoffmann'schen Inventars zu annehmbarem Preis. Da nun Hoffmann die Behauptung ausgesprochen, daß ihm die Unternehmung ohne Subvention einen jährlichen Schaden von 15—20,000 fl. gebracht habe, so schien ihm freilich nur der Rückzug übrig zu bleiben.

Am 20. März erfolgte der Senatsbeschluß, vermöge dessen Hoffmann vom 1. Mai 1855 ab seines Contractes mit der Stadt entbunden wurde. —

Wenn man nach dem Allen die Frage aufwerfen wollte wodurch eigentlich Hoffmann diese maßlosen Verfolgungen verschuldet, da doch, was zu seinen Gunsten spricht, sein Personal vorzügliche Kräfte in allen Fächern zählte; da er es an Vorführung neuer und gediegener Werke in glänzender Ausstattung, an Herbeiziehung renommirter Künstler zu Gastspielen nicht fehlen ließ; da er überdies langjähriger und routinirter Fachmann war, — so dürfte die Beantwortung einigermaßen schwer fallen, wofern man nicht etwa die Ursachen in den oben gemachten Andeutungen finden wollte.

Der Senatsbeschluß vom 20. März — Manche wollten ihn mit einem Napoleon'schen Staatsstreich vergleichen —

welcher den Director seines Contractes entband, oder, wie es gemeinhin, obschon irrigerweise lautete, „ihm die Concession entzog“, und das Theater vom 1. Mai schloß, hatte auf die verbrieften Rechte und Ansprüche der Mitglieder nicht die mindeste Rücksicht genommen, ja sie deren ganz beraubt. Allen ohne Ausnahme wurde sofort gekündigt, und am 1. Mai sollten wir sammt und sonders, um mich einer beliebten Berliner Redensart zu bedienen, an die Luft gesetzt werden!

Eine traurige Perspective für eine Corporation von nahezu 150 Personen, worunter viele Familienväter, von denen nur Wenige befähigt waren durch ihr Talent sich alsbald anderwärts eine Stellung zu sichern; um so trauriger, als die Schließung in eine Jahreszeit fallen sollte, wo Theatervorstellungen, und folglich auch die dabei Mitwirkenden, am Ehesten zu entbehren sind.

Plötzlich aber erwachte der „Esprit de Corps“, der beim Theater zwar manchmal im Orchester- und Chor-, aber nur in den seltensten Fällen beim darstellenden Personal zum Durchbruch kömmt; die gemeinsame Gefahr hatte mit Einemmale in Allen den Eifer zu gemeinsamer Bekämpfung derselben wach gerufen.

Im Laufe des Monats März fand eine Versammlung sämmtlicher Mitglieder des Theaters statt. Einstimmig wurde der Beschluß gefaßt, sich am 1. Mai nicht zu trennen. Eine Commission, bestehend aus den älteren Mitgliedern, wurde sofort erwählt, um bei Senat die Erlaubniß zur provisori-

schen Fortführung des Theaters zu erwirken, welche auch gewährt wurde, und zwar für die Monate Mai, Juni und Juli. Die Commission bestand aus nachfolgenden Mitgliedern: Caroline Lindner, Dettmer, Gollmick, Meck, Hallenstein, Kap. Schmidt und dem Verfasser.

Alle Kategorien waren vertreten.

Das Hülfscomité für die städtische Theaterangelegenheit.

1855.

Viribus unitis.

Wie bei zahllosen früheren Gelegenheiten bethätigte sich auch hier wiederum die altberühmte und altbewährte Opferwilligkeit Frankfurts, wann und wo es gilt humane Zwecke zu fördern.

Als die Kunde von diesen Vorgängen nach und nach ins Publicum drang, als man vernahm, daß die Existenz des Theaters bedroht sei, ja selbst die Schließung desselben am 1. Mai im Bereich der Möglichkeit liege, und die schlimme Lage in welche dadurch das sämmtliche Personal

versetzt werden mußte sich immer deutlicher herausstellte, da regte es sich in der ganzen Bürgerschaft, die weder das Theater ihrer reichen und blühenden Stadt schließen, noch die ihnen zum großen Theil lieb gewordenen Künstler nach allen vier Winden sich zerstreuen lassen wollte.

Alsbald vereinten sich neunzehn der geachtetsten Persönlichkeiten zu einem „Hülfscomité für die Theaterangelegenheit“ und erließen einen Aufruf, worin sie ihre Mitbürger zur Uebernahme von Abonnements und zu Zeichnungen für freiwillige Beiträge zur Bildung eines Betriebsfonds aufforderten.

Aber auch wir selbst waren inzwischen nicht müßig geblieben, um die für Alle so hochwichtige Angelegenheit zu fördern.

Am 5. April fand in Gegenwart des Notars, Herrn Dr. F., abermals eine Versammlung aller Theatermitglieder statt, mit Ausnahme von Fanny Janauscheck, Auerbach und Devrient, in welcher wir uns verpflichteten während drei Monaten, vom 1. Mai ab, in unsern resp. Contractverhältnissen zu bleiben, auch ohne Sicherheit für unsere Gagen. Alle Gehalte von 600 fl. abwärts sollten unverkürzt bleiben, dagegen alle über diese Summen hinaus im Nothfalle einer Repartition unterworfen werden, um auf diese Weise für erstere eine Garantie zu schaffen.

Eines blieb noch zu erledigen. Hoffmann war durch Kauf von seinen Vorgängern Besitzer der „Garderobe“ und stand im Augenblick mit den Behörden wegen Ueberlassung

derselben an die Stadt in Unterhandlung. Dergleichen Unterhandlungen ziehen sich bekanntermaßen häufig in die Länge und hätten deshalb bis über den Monat Mai hinaus und auch noch länger währen können. Eine Deputation aus unserer Mitte verfügte sich daher zu Hoffmann, um seine Genehmigung zur Benutzung dieses unentbehrlichen Materials vom 1. Mai ab nachzusuchen. Er gab sie bereitwilligst. Späterhin kaufte ihm die Stadt das Ganze ab. Der Preis, den die Freigebigkeit unserer Behörden dafür bewilligte, dürfte Hoffmann für seine Verluste reichliche Deckung gegeben haben.

So schied er denn von uns, als ein in seinen Erwartungen zwar getäuschter, aber an seinem Eigenthum doch nicht geschädigter Mann.

Das Hülfscomité hatte unterdessen die rastloseste Thätigkeit entwickelt. Die Sitzungen, welche im „alten Bürgerverein" abgehalten wurden, folgten sich rasch aufeinander. Die Mitglieder unserer eigenen Commission wurden zu verschiedenenmalen dazu eingeladen. In einer der letzteren, am 27. April, theilte der Vorsitzende die hocherfreuliche Nachricht mit, daß eine neue Actiengesellschaft am Vorabende des Abschlusses sei; daß der Senat einen Umbau des Theaters beschlossen, der mit dem 1. August, nach Ablauf

unseres Provisoriums, beginnen und am 1. November fertig dastehen solle. Ferner verkündete er, daß die Zeichnungen für die Weiterführung des Theaters, der Betriebsfonds, die Ziffer von 11,000 fl. erreicht habe und somit unser Unternehmen gesichert erscheine.

Was aber den Schauspieler, dem es Ernst mit seinem Berufe ist, noch in höherem Grade erfreuen mußte, war aus demselben Munde die Darlegung der Grundsätze zu vernehmen, welche in Zukunft bei der Leitung des neuen Actientheaters maßgebend sein sollten. Der Vorsitzende betonte unter Anderem: daß in Zukunft mehr auf die „Qualität", als auf die „Quantität" der Leistungen gesehen werden solle; verwarf das tägliche Spielen, als der zum Studium und den Proben benöthigten Zeit allzuviel Abbruch thuend, und schloß mit den bemerkenswerthen Worten: „Unsere Schau„spieler sollen sich inskünftige bei uns als Künstler „fühlen!"

Herrliche, vielverheißende Worte! Schade, daß sie nur allzubald unter dem Regimente unfähiger und selbstsüchtiger Fremdlinge zum leeren Schalle werden sollten!

Das Interim.

1855.

— Wir wollen seyn ein einzig Volk von Brüdern —

Also betitelte Dr. W. Jordan seine geistvolle Prolog-Scene mit welcher die provisorische Fortführung des Theaters eröffnet wurde und deshalb diese Benennung beibehielt.

Während der 40 Jahre, welche ich damals unserem Theater bereits angehörte, erinnere ich mich keiner Epoche, wo ein so frisches, thätiges, wahrhaft künstlerisches Zusammenwirken stattgefunden hätte, als in diesem, jedem dabei Betheiligten gewiß unvergeßlichen Zeitraume von drei Monaten, wo jeder Einzelne seine beste Kraft einsetzte, um das Gelingen des Ganzen zu fördern.

Mit nicht genug anzuerkennender Aufopferung an Zeit und Mühe übernahm ein aus den Mitgliedern des Hülfscomités gebildeter Ausschuß die Oberaufsicht der Finanzen. Die artistische Leitung lag ausschließlich in den Händen von Fachleuten, indem die sieben obengenannten Mitglieder die Direction bildeten und aus sich selbst zur Führung der laufenden Geschäfte einen Ausschuß von drei Personen erwählten, nämlich: Kap. Schmidt, Dettmer und den Verfasser.

Eine Theaterdirection in den Händen eines Einzelnen, welcher früher selbst Schauspieler, vielleicht unser College war, ist deshalb noch nicht immer die wünschenswertheste. Wie die Erfahrung lehrt, kommt es häufig vor, daß gerade Derjenige, welcher als „engagirtes Mitglied" am Lautesten über das Gebahren der Direction Klagen geführt, sich aller der ihm angeblich widerfahrenen Unbilden dann gegen seine eigenen Mitglieder und manchmal noch in verstärkterem Maße schuldig macht. Im vorliegenden Falle hatte man in dieser Hinsicht um so weniger etwas zu besorgen, als unsere Stellung nur eine vorübergehende war. Kein Einzelwille, kein Eigensinn, keine Laune, keine Protectionssucht, kein egoistisches Gelüste konnten unter uns Andern zum Nachtheil ihren Einfluß geltend machen. „Einer für Alle", war die Losung! Ein gemeinsames Ziel war mit vereinten Kräften zu erstreben, nämlich: den übernommenen Verbindlichkeiten gerecht zu werden und die Existenz Aller während der Dauer des Interims sicher zu stellen.

Am 5. Mai eröffneten wir die Vorstellungen mit der obengenannten Prologscene, vorgetragen von Fanny Janauscheck, den Herren Blattner, Diehl, Vollmer, Werkenthin und dem Verfasser.

Die Dichtung wurde mit dem allgemeinsten Beifalle von dem übervollen Hause aufgenommen, worauf die Aufführung des „Freischütz“ folgte.

Unsere Lage war von Anfang an eine schwierige. Mehrere der ersten Fächer waren unbesetzt. Die Sängerin Jenny Hoffmann, der Tenor Auerbach, der Bariton Hardmuth, der Schauspieler Fritz Devrient hatten uns verlassen und unsere Prima Donna Anschütz-Capitain sich nur bis zum Monat Juni verpflichtet. Wir konnten deshalb, mit Ausnahme des Eröffnungsabends, nicht früher als am 17. Mai eine größere Oper zur Aufführung bringen. Sie fand unter der Mitwirkung des gefeierten Tenor Roger statt, welcher den „George“ in der „weißen Dame“ sang. — Durch wiederholtes Heranziehen von Gästen von Renommée wurden indessen die Lücken bald ausgefüllt.

Vor Allem aber war es der Thätigkeit, der Hingebung, dem aufopferndsten Fleiße unserer eigenen Collegen zu verdanken, daß wir in der ungünstigsten Theaterzeit Resultate erzielten, wie sie vorher nur in den seltensten Fällen sich ergeben haben mochten.

Als erwähnenswerth mag hierbei noch hervorgehoben werden, daß das gegenseitige Verhältniß zwischen den Collegen während dieses ganzen Zeitraums ein eben so ungetrübtes, als wahrhaft künstlerisch-collegialisches blieb; nur in zwei vereinzelten Fällen wurden wir von der unvermeidlichen Plage heimgesucht, deren Last jede Direction mehr oder weniger zu tragen hat, — nämlich d i e anmaßlicher R o l l e n s u c h t.

Wenn man ein unbedeutendes Wortgeplänkel einen Streit nennen wollte, so hätte sich beinahe zu guter Letzt noch ein solcher erhoben und zwar über einen Gegenstand, an den am 1. Mai warlich keine Seele gedacht haben mochte. Durch die anhaltende Theilnahme des Publicums hatten wir uns nämlich in Stand gesetzt gesehen, nicht nur allen unseren Verbindlichkeiten in vollstem Maße zu genügen, sondern sogar, was sich Niemand hätte träumen lassen, unsern Collegen einen Ueberschuß, einen G e w i n n! zur Verfügung stellen zu können. Es handelte sich nunmehr darum in welcher Weise dieser Gewinn vertheilt werden, oder was sonst damit geschehen solle. Die Garantieleistenden, folglich allein stimmberechtigten Mitglieder, hatten sich zu dem Zweck am 27. Juli versammelt, um über den, nach Berichtigung aller Ausgaben, voller Zahlung aller Gehalte und Spielgelder noch verbleibenden Baar-Rest von etwa 8—900 fl. zu verfügen.

Im Hinblick auf die überaus günstige Wendung, welche die Anfangs so bedrohliche Lage genommen, jetzt da Alle die bleiben wollten, ohne Ausnahme von der im Laufe des Monats Juni zu Stande gekommenen neuen Actiengesellschaft, vom 1. November l. J. ab, unter den früheren Bedingungen wieder engagirt waren, und besonders im Hinblick auf die Großmuth des Senats unserer freien Stadt, welcher während der dreimonatlichen Bau- und Reparaturzeit, wo das Theater geschlossen blieb, unsere seitherigen Gagenbezüge unverkürzt auszuzahlen angeordnet und uns obendrein freie Verfügung über unsere Zeit gewährt hatte — ein Fall der in den Annalen des deutschen Theaters wohl noch nicht da gewesen — hatte ich mir erlaubt den folgenden Vorschlag zu machen.

Man solle, war meine Meinung, den Baar-Rest unvertheilt lassen, da, mit Rücksicht auf die ansehnliche Zahl der Participanten, wozu sämmtliche Theatermitglieder gehörten, die einzelne Rate nur einen Minimalbetrag liefern könne. Dagegen solle man die Totalsumme zur Feier eines großartigen Künstlerfestes in unserm herrlichen, eben in frischestem Grün prangenden „Wäldchen“ verwenden; dazu unsere großmüthigen Behörden, unsere neuen Actionaire, alle Gönner und Freunde unseres Theaters, überhaupt die ganze „löbliche Bürgerschaft“ einladen, und dort mit Aufgebot aller unserer reichen künstlerischen Mittel ein eben so erheiterndes, als erhebendes Fest begehen, als Ausdruck unseres Dankes und unserer Anerkennung!

Mein Vorschlag wurde mit Schweigen aufgenommen, das nach einigen Minuten eine unserer geehrten Colleginnen unterbrach, indem sie, mit einem leichten Anflug halb schnippischen, halb spöttischen Lächelns, die Worte hinwarf: „Ein Schlafrock wär' mir lieber.“ —

Die Repartition des Gewinnes fand am 3. August statt, und betrug auf meinen Antheil etwa 11—12 fl.

Mit der Vorstellung von „Nathan der Weise“ schlossen wir am 31. Juli 1855 das glücklich zu Ende geführte Interim. Unsere Verwaltung hatte sich in allen Schichten des Publicums theilnehmender Anerkennung zu erfreuen. Eine unserer einflußreichsten Persönlichkeiten versicherte mich, bei zufälliger Begegnung auf der Straße, daß man mit der Art und Weise, wie sich unsere Direction ihrer Aufgabe erledigt, im hohen Grade zufrieden gewesen sei und daß über die Tüchtigkeit unserer Führung im ganzen Publicum nur eine Stimme herrsche. „Allein,“ setzte der einflußreiche Mann hinzu, „Directoren werdet ihr trotz dem Allen doch nicht — darauf macht euch keine Hoffnung — es muß Alles neu werden.“

Sonderbare Aeußerung. Ich meinerseits hatte nie eine Sylbe fallen lassen, die eine Vermuthung hätte erwecken können, daß ich nach einer Stellung geize zu welcher ich von jeher weder Neigung noch Beruf fühlte. Ob einer meiner Mitdirectoren darnach strebte, war mir zwar

unbekannt, doch würde ich es nicht für unwahrscheinlich gehalten haben. Noch sonderbarer aber war die Schlußfolgerung, die in dem uns zugedachten Complimente lag. Weil man also in hohem Grade mit unserer Direction zufrieden, weil im ganzen Publicum nur eine Stimme über die Tüchtigkeit unserer Führung herrschte, deshalb sollten wir uns bei Leibe keine Hoffnung machen auch in der Zukunft zu Directoren gewählt zu werden — deshalb sollte lieber zu dem Neuen, dem Unbekannten, dem Ungeprüften gegriffen werden!

Den Mann, der allen Bedingungen, welche der damalige Augenblick erheischte, gerecht hätte werden können und dessen Ansprüche sich auf das bescheidenste Maß reduzirt haben würden, ließ man zum Thor hinauswandern.

Am 31. Juli reiste Mühling von Frankfurt ab. —

Ob übrigens die Directionsform während des Interims auch unter der neuen Theater-Actiengesellschaft auf die Dauer sich bewährt haben würde, ob sie in dem gleichen, nur für das Interesse der ihr anvertrauten Kunstanstalt thätigen Sinne fortzuführen gewesen wäre, ist schwer zu entscheiden.

Daß die Beibehaltung dieser Form, wenn auch in beschränkterer Ausdehnung, dem neuen Actienverband namhafte Summen erspart, die vielen Fehlgriffe in künstlerischer Beziehung vermieden haben würde, — das ist keine Frage; ob aber das bisherige harmonische Zusammenwirken aller Kräfte unter dieser Form später nicht durch Verfolgung egoistischer Zwecke gestört worden wäre, — das ist allerdings eine Frage!

Ferienzeit.

1855.

— Das waren mir selige Tage —

Mit Anfang August's zerstreuten sich die Kunstjünger nach allen vier Weltgegenden; wenigstens blieben nur die zu Hause, welche ihre Verhältnisse an die Scholle band. Ich meinerseits beschränkte mich auf kurze Ausflüge in die Umgegend und ergötzte mich dann wieder zu Hause an dem bunten Wechsel von Schaustellungen aller Art, die, während das Theater geschlossen blieb, unserem Publicum zur Unterhaltung und zum Ersatz geboten wurden. Im „Wolfseck“ hatte sich ein Vaudeville-Theater eingenistet; eine Truppe spanischer Tänzer producirte dorten die üppigen Fandangos und Cachuchas

ihres südlichen Heimathlandes. Der beliebte Chansonnier, der französische Komiker Levassor, veranstaltete mehrere Soiréen im Saale der „Harmonie". Der excentrische englische Baronet, Sir William Don, gab in demselben Locale dramatische Abendunterhaltungen, worin er nebst einigen Lustspielscenen seine Lebensgeschichte, verbrämt mit der Aufzählung aller tollen Schwänke, die er in- und außerhalb Deutschlands getrieben, zum Besten gab. Der gigantische, in vollster Frische und Kraft stehende adelige Dilettant ahnte damals nicht, daß die Odyssee seines abentheuervollen Lebens nach wenigen Jahren schon in dem fernen Australien zum frühen Abschluß gelangen sollte. — A. Schwarz recitirte im engen und niedrigen Saal eines hiesigen Gasthauses und bei tropischer Hitze, dramatische Scenen und trug Gedichte vor. Kurz, es war Stoff im Ueberfluß vorhanden, um die lange Theaterpause auszufüllen.

Nach und nach trat indessen diejenige Angelegenheit, welche wohl das Interesse der Mehrzahl meiner Collegen am Meisten in Anspruch nehmen mochte, in den Vorgrund; nämlich die Frage: wer unter den Bewerbern um die Stelle, unter welchen sich auch unser früherer College Jacob Lußberger, damals K. K. Hofschauspieler, seitdem verstorben, befand, zum Intendanten unseres Theaters erwählt werden möchte? Denn einen Intendanten wollte man nun einmal haben — à tout prix!

Der Mann, der vom 1. November 1855 ab die Geschicke der Frankfurter Bühne zu leiten ausersehen war, wurde

mir bald darauf bezeichnet. Ich kannte denselben bisher nur dem Namen nach; bald aber sollte ich ganz unvermuthet seine persönliche Bekanntschaft machen. *)

Kurz vor dem Schlusse des Interims hatte mich der Präsident der neuen „Theater-Actiengesellschaft" beauftragt mit dem bisher nur vorübergehend angestellten Schauspielsouffleur wegen eines definitiven Engagements in schriftliche Unterhandlung zu treten. Ich hatte die Sache erledigt, das Engagement war abgeschlossen, und ich verfügte mich zur Berichterstattung in die Wohnung des Präsidenten.

Bei meinem Eintritt fand ich einen Herrn von imponirender Erscheinung, welchem mich der Präsident vorstellte, indem er mir zu gleicher Zeit denselben als den neuen Intendanten bezeichnete.

Der Präsident durchlas die übergebenen Schriftstücke, während ich nach einigen Höflichkeitsworten dem neuen In-

---

*) Der oben erwähnte Herr A. Schwarz, Schauspieler und früherer Theaterdirector, befragte mich, als er mich eines Vormittags besuchte, ob ich bereits gehört habe, wer zum Intendanten des Theaters designirt sei? Als ich es verneinte, nannte er mir Dr. R. Benedix, mit der Bemerkung: daß wenn die Wahl dieses Herrn, seines genauen Freundes, sich bestätigen sollte, er mir die feste Versicherung geben könne, daß er in allernächster Zeit schon das Vergnügen haben werde, sich mir als mein College vorzustellen. — Und es geschah so. —

tendanten den Gegenstand meines Geschäfts mittheilte, indem ich dabei die Bemerkung machte, daß der neu Engagirte sich als ein guter Souffleur bewährt habe, mit welchem das sämmtliche Personal seither zufrieden gewesen sei.

Es wollte mir fast scheinen, als ob der neue Intendant in meinem Verhalten ein ungebührliches Eingreifen in seine Befugnisse zu erblicken glaubte, indem er mit einer leichten Gereiztheit im Tone erwiederte: daß er die allzuguten Souffleure nicht möge, die schlechten zöge er vor: seine Schauspieler müßten ihre Rollen lernen.

Ich verbeugte mich.

Der Präsident, dem das kleine Intermezzo nicht entgangen sein mochte, intervenirte freundlichst, indem er dem neuen Intendanten bemerkte, daß ich in seinem, des Präsidenten, Auftrag gehandelt und denselben nach Vorschrift vollzogen.

Ich empfahl mich schweigend, etwas überrascht von dem eben Vernommenen.

Ich hielt, und halte im Gegentheil einen guten Souffleur für einen wesentlichen Factor zum Gelingen einer abgerundeten Vorstellung. Zu einem guten Souffleur, wie ich ihn mir denke, sind gar mancherlei Eigenschaften erforderlich. Vor Allem ein gewisser Bildungsgrad, dann Beweglichkeit des Organs, rascher Ueberblick, Vertrautsein mit den Gedächtnißschwächen jedes einzelnen Schauspielers, um nur dann einzuhelfen, wenn sich eine solche zeigt. Im Nicht-Soufflirend besteht die Kunst eines guten Souffleurs, d. h. im Unter-

lassen alles unnöthigen Soufflirens, im Herausfühlen der augenblicklichen Stimmung des Schauspielers, ob er „bei Humor" ist, oder an Zerstreutheit leidet; im ersteren Falle mag er ihn sich selbst überlassen und sich hüten ihn durch täppisches Einblasen zu irritiren; im letzteren soll er Wort für Wort der fehlerhaften Satzconstruction des unsichern Schauspielers folgen, die Nachsätze im Text darnach modifiziren, damit nicht ein Substantiv anstatt eines Zeitworts, oder umgekehrt, dem verlegenen „Schwimmer" zugeblasen, ihn vollends aus der Fassung bringe. Leider gehen die meisten Souffleure, namentlich die der kleineren Bühnen, von dem Standpunkte aus, daß der Schauspieler überhaupt von seiner Rolle nichts weiß, und soufflirem dann aus Leibeskräften drauf los, ohne eine Sylbe weg zu lassen. Freilich sind diese geplagten Leute häufig genug zu solchen Forcetouren an Theatern gezwungen, wo die Schauspieler die größten Rollen von heut' auf morgen übernehmen müssen. Diese Schauspieler erlangen alsdann eine besondere Gewandtheit „auf den Souffleur zu spielen", und der Souffleur kann sich dann des Zuviel-Soufflirens nicht mehr entwöhnen. Allein derjenige Schauspieler, welcher vollständig Herr seiner Worte und darstellend zugleich auch schaffend ist, wird durch das geistlose, mechanische Herplappern eines solchen Souffleurs, der gewöhnlich nur wenig Verständniß vom Stücke selbst und noch weit weniger von der geistigen Arbeit des Künstlers hat, aus allem Humor und um alle Effekte gebracht.

Gute Souffleure in diesem Sinne habe ich gekannt — nur war freilich ihr Gehalt nicht nach Frankfurter Maßstab bemessen.

Der Herbst nahte heran und mit ihm auch die Vollendung der Theaterbauten.

Mühldörfer, der berühmte Maschinist des Mannheimer Hoftheaters, hatte die Einrichtung der Bühne übernommen und für schweres Geld eine zum größten Theil höchst überflüssige Maschinerie angefertigt. Dem Podium unserer kleinen Bühne hatte er den früheren Fall von 18 Zoll benommen und es „in's Blei gelegt", wodurch alle Versetzstücke von nun an rechtwinkelig gearbeitet werden konnten. Dies gereicht allerdings den Theaterarbeitern zu großer Bequemlichkeit, besonders an solchen Theatern wo die Maschinerie die Hauptrolle spielt und Sänger und Darsteller erst in zweiter Linie kommen. Dagegen macht es auf die Figur der Spielenden eine in hohem Grade unvortheilhafte Wirkung, indem es sie, besonders bei dem Auftreten aus dem Hintergrund, bedeutend verkleinert. Ob die Einschiebung einer Koulisse mehr, welche die Verengerung des Zwischenraums aller übrigen zur Folge hatte, unumgänglich nöthig war, kann ich nicht entscheiden; jedenfalls bleibt es ein lästiger Mißstand, besonders bei dem Auftreten zweier Personen, z. B. eines Kavaliers und einer Dame, welche dann nicht in Front, sondern hintereinander eintreten können.

Man mag sich überhaupt damals seltsame Vorstellungen von der Haltbarkeit unseres guten alten Theaters in baulicher Hinsicht gemacht haben (oder haben machen lassen), indem mich eine hochgestellte und maßgebende Persönlichkeit alles Ernstes befragte, leider erst als der Umbau schon in vollem Gange war, ob wir Schauspieler in der That bei jedesmaligem Auftreten so große Befürchtungen gehabt hätten wegen eines möglichen Einsturzes des Schnürbodens! Worauf ich der Wahrheit gemäß die Versicherung gab, daß kein Einziger von uns jemals auch nur im Entferntesten an eine solche Calamität gedacht hätte!

Wie viel Geld möchte vielleicht erspart worden sein, wenn man sich hätte herablassen wollen auch einmal die Ansicht erfahrener Schauspieler, die seit langen Jahren jeden Winkel des alten Hauses kannten, über alle diese Projekte zu hören. Möchte dieser Wink, den ich, gestützt auf vielfache Erfahrungen inner- und außerhalb Deutschlands, keinen Anstand nehme hier zu geben, — obschon ich im Voraus überzeugt bin, daß alsdann Niemand darauf achten wird, — bei einem einstigen Theater-Neubau einige Berücksichtigung finden. —

Die Herstellung des Saales und dessen wahrhaft künstlerische Ausschmückung war dagegen in jeder Beziehung gelungen. Ich kenne wenige Theater aus jener Zeit, deren Inneres einen so freundlichen Eindruck macht, als das unsrige, den zu erhöhen, nächst einer vollständigen Ausbesserung, nur noch ein reicher Krystall-Lüstre im heutigen Geschmacke fehlt. Auffallend ist es, daß bei uns zu Lande Niemand daran

denkt den Theatersaal von Zeit zu Zeit auffrischen zu lassen. In London werden zu jeder „Saison“ die Theater neu in Stand gesetzt, und bei uns läßt der einfachste Bürger seine Stubendecke wenigstens alle 2—3 Jahre einmal weißen. Nur unsern Theatersaal, worin jährlich Tausende von Zuschauern ein- und ausgehen und allabendlich hunderte von Gasbrennern ausdünsten, läßt man Decennien lang stehen, ohne daß man es für nöthig hielte der Hand des Malers, Vergolders oder Tapezierers darin irgend eine nennenswerthe Beschäftigung zu geben.

Unterdessen hatte der neue Intendant seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen. Zum Ober-Regisseur ernannte er seinen oben erwähnten Freund, der sich inzwischen in dem gefälligen Gießen den Doctorhut geholt hatte, und übertrug ihm zugleich das Fach der ersten Charakterrollen. Von allen Seiten trafen die neuen Collegen hier ein, achtzehn an der Zahl, von welchen heute nur noch zwei der hiesigen Bühne angehören.

Der Umbau des Theaters war zur festgesetzten Zeit vollendet. Man wollte indessen die wenigen Tage bis zum Beginn der regelmäßigen Vorstellungen nicht ungenützt verstreichen lassen, und veranstaltete deshalb drei Concerte, am 11. und 18. October und 2. November, im großen Saale

des damaligen „Weidenbusches“, jetzt „Union“ mit verkleinertem Saale, in welchem die neuengagirten Opernmitglieder dem Publicum vorgeführt wurden.

Am 30. October, Abends 6 Uhr, wurde der Theatersaal zum würdigen Empfange des Senats brillant erleuchtet, welcher die nun in allen Theilen vollendete Ausschmückung desselben in Augenschein nahm, und wie alle übrigen Anwesenden dem gelungenen Werke die größte Anerkennung zollte. Am 3. November fand alsdann eine Versammlung der Actionaire, ebenfalls im Saale des „Weidenbusches“, statt, worin der neue Intendant denselben vorgestellt wurde, welcher hierauf eine Ansprache hielt, deren Inhalt zu allgemeiner Befriedigung gereichte. Nach Schluß der Versammlung verfügte sich später eine große Anzahl der Actionaire in das neu hergestellte Gebäude, welches zu ihrem Empfauge abermals in allen Theilen brillant beleuchtet war.

Die Frankfurter Theateractien-Gesellschaft.

1855.

Was sie erzählen aller Orten,
Das sag ich mit ungescheuten Worten.

Mit dem 1. November 1855 trat die neue Unternehmung in Activität. Die Vorstellungen begannen inzwischen erst am 5. g. M. mit der Aufführung von Goethe's „Iphigenia" und einem Prolog von Hessemer.

Die erste Opernvorstellung, eine wenig befriedigende Aufführung von „Johann von Paris", konnte nicht früher als am 12. g. M. stattfinden, weil das Opernpersonal noch nicht complett und namentlich das Fach des Heldentenors

noch unbesetzt war. Der neue Intendant erließ deßfalls eine öffentliche Erklärung, worin er um Nachsicht wegen dieser Lücke bat, welche endlich später durch den nunmehr verstorbenen Tenor Eppich ausgefüllt wurde.

Die Organisation der Actiengesellschaft des Jahres 1855, welche heute noch das Theater verwaltet und voraussichtlich es auch noch auf längere Zeit verwalten wird, unterscheidet sich von der früheren Theater-Actionair-Gesellschaft wesentlich dadurch, daß die erstere solidarisch verbunden war, während die jetzige Gesellschaft, um mich des anglo-merkantilischen Ausdrucks zu bedienen, nur „limited“ ist.

Eine weitere Abweichung besteht darin, daß, laut § 8 des Gesellschafts-Statuts, dem engeren Ausschusse die Ueberwachung der gesammten artistischen und öconomischen Geschäftsleitung, die oberste Entscheidung in allen Fällen und das Recht des Veto zusteht. Er kann demnach machen was er will.

Eine der ersten Maßnahmen der neuen Verwaltung war die Abschaffung sämmtlicher Benefizvorstellungen. Die bisher dazu Berechtigten erhielten eine angemessene Entschädigung in Form einer Gehaltszulage.

Wie jedes Ding in der Welt, so haben auch die Benefizvorstellungen ihre zwei Seiten. Manchem war die Abschaf-

fung derselben willkommen, mich selbst mit inbegriffen. War man doch nun aller der so oft schon erwähnten Mühen und Plackereien überhoben, während das pecuniaire Resultat das gleiche blieb, ja obendrein ein noch gesicherteres war.

Das Publicum macht sich, wie ich in meiner langen Praxis öfters wahrzunehmen Gelegenheit hatte, häufig gar irrige Vorstellungen von der Summe, die dem Benefizianten als Ertrag eines Benefizes zufließt. Es wissen natürlich nur einzelne Wenige, die sich speciell um Theaterverhältnisse kümmern, daß blos ein Theil der Einnahmen dem Schauspieler verbleibt. Die Privatdirectoren nahmen seit 1842 anstatt des bis dahin üblichen Drittheils der Brutto-Einnahme, die Hälfte, also 50 pCt. vorweg; die Pensionsanstalt 5 pCt. Weitere 5 pCt. verschlangen die unvermeidlichen Douceurs für die Gratulanten, der Druck der Extra-Zettel, Annoncen, die Freibillette u. s. w.; so daß schließlich dem beglückwünschten Benefizianten etwa 40 pCt. übrig blieben. Die Einnahme belief sich, bei ganz vollem Hause, etwa auf 900—1000 fl. Man kann sich deshalb leicht die Größe des Schatzes zusammenrechnen, welchen, selbst unter den günstigsten Umständen, der vielbeneidete Benefiziant zu heben vermochte!

Auf der anderen Seite haben Benefizvorstellungen wieder Das für sich, daß durch die Bemühungen der Schauspieler ihre Programme möglichst anziehend zu machen und deshalb überall nach Neuigkeiten herumzustöbern, um ein volles Haus zu erzielen, das, abgesehen vom Ertrag, zu gleicher Zeit auch als Maß-

stab der Gunst und Achtung gilt in welcher der Schauspieler bei dem Publicum steht, manche Novität auf das Repertoir gebracht wird und auch dort heimisch bleibt, die vielleicht sonst unbeachtet bei Seite geschoben worden wäre. Verdanken doch selbst die Frankfurter Localstücke ihre erste Aufführung zunächst den Bemühungen der Verwaltung dem damals noch auf schwachen Füßen stehenden Pensionsfonds eine reiche Einnahme zu verschaffen. Wer kann wissen, ob ohne diesen Sporn die Gallerie der Localstücke sich jemals zu einem solchen Umfang erweitert haben würde, da nur mit zwei Ausnahmen sie sammt und sonders ihren Ursprung der Rührigkeit und Thätigkeit der Benefizianten im Aufsuchen lockender Novitäten verdanken, zu einer Zeit wo „volle Häuser" nicht wie im gegenwärtigen Augenblicke die Regel, sondern die Ausnahme bildeten.

Stoff zu mannigfaltigen Verwicklungen gab die neue Abfassung der Contractformulare. Sie wurde, mit Recht oder Unrecht weiß ich nicht, dem neuen Intendanten zugeschrieben. Unter Anderem war darin die Anerkennung der Statuten der hiesigen Theater-Pensionsanstalt, als integrirender Theil des Vertrags, fahrlässiger Weise nicht ausgesprochen. Alle neu engagirten Mitglieder widersetzten sich deshalb der Zahlung der statutenmäßigen Beiträge, resp.

der halbmonatlichen Gagenabzüge, und behielten am Ende auch Recht. Die hierdurch der Pensionskasse entstehenden Ausfälle mußten dann von der Theaterkasse gedeckt werden; die älteren Mitglieder zahlten ihre Beiträge ohne Widerstand fort.

Ueberhaupt war die hiesige Pensionsanstalt dem neuen Intendanten ein Dorn im Auge, so wie auch seine Abneigung gegen die bereits vor Antritt seiner Amtsthätigkeit von der Actiengesellschaft engagirten Mitglieder, und besonders, ähnlich wie bei Hoffmann, gegen die älteren, immer schärfer hervortrat. Gleich in der ersten Zeit seines Regiments reichte er an maßgebender Stelle ein Promemoria ein, in welchem er die Nachtheile unserer Pensionsanstalt auseinander zu setzen versuchte, welche seiner Meinung nach eben so unzweckmäßig organisirt, als dem Gedeihen des Kunstinstitutes hinderlich sein sollte! Nach seiner Ansicht sollte der Fonds ausschließlich nur zu Pensionsverwilligungen an die Mitglieder eines, erst zu gründenden, „städtischen Orchesters" verwendet werden; Schauspieler bedürften dessen jetzt um so weniger, als eben in Berlin die „Altersversorgungsgesellschaft für Schauspieler", die „Perseverantia" ins Leben getreten sei, an welche die bisherigen Mitglieder der hiesigen Anstalt sich wenden könnten!!

Schade nur, daß, trotz aller Energie und Hingebung ihres edlen Gründers, die von Anfang an so vielverheißende Stiftung keine Lebensfähigkeit hatte und auch nicht haben konnte, da sie, ein winziger Reflex des großen Ganzen, frü-

her oder später am Particularismus scheitern mußte. Schon nach den ersten fünf Jahren fand ihre Auflösung statt.

Dieser versuchte Eingriff in alte, wohlerworbene Rechte, rief von Seiten aller Betheiligten, mit Ausnahme der neuen Mitglieder, die heftigste Opposition hervor. Der Verwaltungsausschuß der in solcher, allen Verträgen Hohn sprechenden, Weise bedrohten Pensionsanstalt, welchem die Schrift des Intendanten von Seiten der Behörde zur Begutachtung und zum Referat zugeschickt worden war, setzte sich energisch zur Wehre und seine Gegenvorstellungen fanden Gehör. Nach einigen Wochen schon war der Angriff vollständigst zurück geschlagen; das Promemoria gerieth in Vergessenheit und hatte keine weiteren Folgen, als daß die bereits keimende gegenseitige Mißstimmung dadurch nur neue Nahrung bekam.

Ein weiteres, noch größere Kosten verursachendes Versehen war, daß das neue Contract-Formular die Spielgelder für jede „gespielte Rolle" festsetzte, während früherhin, wie auch noch heute der Fall ist, dieselben nur für jeden Spiel-Abend, gleichviel ob Jemand Einmal oder Mehrmal beschäftigt war, ausbezahlt wurden.

Dies gab Veranlassung zu einer lustigen Scene. Als nämlich am ersten Zahltag unter der neuen Verwaltung die Spielgeld-Berechtigten ihre Beträge einzucassiren kamen, und für Diejenigen, welche etwa an einem Abende zwei- oder dreimal thätig gewesen, nun auch eben so viele Spiel-Honorare bereit lagen, waren die Empfänger natürlich eben so überrascht als erfreut ob dieser unerwarteten Zubuße.

Die Meisten hatten, wie es schien, ihre neuen Contracte so schlecht „studirt", daß sie von dem Inhalt des betreffenden Paragraphen auch kein Sterbenswörtchen wußten. Ohne sich indessen den geringsten Kummer deshalb zu machen und ohne jegliches Widerstreben gegen diese Neuerung, strichen sie mit der gravitätischsten Miene von der Welt ihr Geld ein und lachten nachher „sich derb in's Fäustchen".

Einige Zeit später sollte dieser fatale Spielhonorar-Paragraph in einer anderen, ziemlich originellen, aber nicht weniger kostspieligen Weise illustrirt werden. Der Oberregisseur, dessen Leistungen als erster Charakterdarsteller ungenügend befunden wurden, erhielt seine Entlassung als solcher, verblieb indessen in seiner Stellung als Regisseur, jedoch mit Herabminderung seines Gehaltes auf die Hälfte. Dieser Verlust drückte besonders empfindlich in einer Stadt wie Frankfurt, wo damals schon das Leben ungewöhnlich theuer war. Er sollicirte deshalb um ein Spielhonorar neben seinem knappen Gehalt für die wenigen Fälle, in welchen etwa seine Mitwirkung als Darsteller noch in Anspruch genommen werden dürfte. Die Verwaltung, von der Ansicht ausgehend, daß, wie man ihr vorgestellt haben mochte, diese Fälle höchstens etwa 30 oder 40mal eintreten könnten, nahm wohlwollend Rücksicht und bewilligte ihm ein selbst hohes Spielgeld. Bald darauf zeigte es sich indessen, daß der Ober-Regisséur der am meist Beschäftigte von Allen war, indem er auch nicht die kleinsten Rollen zu übernehmen verschmähte, die er sich in seiner obigen Stellung selbst zutheilen

konnte, so daß sein Name an manchen Theaterabenden zwei-, ja dreimal auf dem Zettel figurirte. Die Finanzverwaltung fing an einzusehen, daß unter solchen Umständen die beabsichtigte Herabminderung des Gehaltes nur eine Fiction sei und schritt ein. Im Jahr 1857 endigte der Vertrag mit dem Ober-Regisseur und wurde nicht mehr erneuert.

Unter den bemerkenswerthen Ereignissen des Jahres 1857 ist vor Allem des Scheidens von Caroline Lindner aus unserem Kreise zu gedenken. Die verehrte Künstlerin betrat am 26. October zum Letztenmale die Frankfurter Bühne. Sie spielte an jenem Abend eine ihrer Glanzrollen im älteren Fache: Madame Braun, in dem Schauspiel: Eine Familie.

Unter stürmischen Ovationen fiel der Vorhang!

Eines der reichsten Künstlerleben hatte hiermit seinen Abschluß gefunden. Der Name Caroline Lindner ist nun fast zur Mythe geworden, und ihre tiefpoetischen Gebilde leben nur noch in der Erinnerung einiger wenigen älteren Freunde ächt dramatischer Kunst! *)

---

*) Caroline Lindner starb am 11. September 1863, im Alter von 66 Jahren.

Die Localstücke standen, wie es schien, in keiner besonderen Gunst bei unserer neuen Verwaltung. Die Aesthetiker derselben wollten überhaupt von der Posse nicht viel wissen. Erst am Schlusse des Monats März des folgenden Jahres fand die Aufführung eines Frankfurter Stückes statt. Zwar stand bereits zum 10. genannten Monats die „Landparthie" auf dem Repertoir, wurde aber „abgesagt", da, wie ich aus dem Munde des neuen Intendanten, welchen ich um die Ursache befragt, erfuhr, der Ausschuß die Vorstellung widerrufen, aus dem Grunde, daß das fragliche Stück zu alt und schon zu oft gegeben worden sey.

Am 31. August kam es endlich, zur Aufbesserung eines „Meß-Abonnement-Suspendu" und als Begleitung der auch nicht mehr ganz jugendlichen „Regimentstochter", wieder zum Vorschein; von da an ruhte es bis zum 8. Februar 1858, wo dem von den erhabenen Klängen des Mehül-schen Meisterwerkes „Jacob und seine Söhne" begeisterten Publicum, zum Schlusse der Vorstellung noch angemuthet wurde — gleichsam als Erholung — eine „Landparthie nach Königstein" mitzumachen!

Das hieß Mühling noch übermühlingen!

Seit vier Jahren hatte die Local-Muse gefeiert, als sie sich im Sommer des Jahres 1858 wieder zu neuem Fluge erhob, — leider aber mit lahmen Schwingen!

Die Rollen einer neuen Localposse in 2 Acten wurden vertheilt; sie trug den Titel: „Die Berliner in Sachsenhausen“. Mir ist von dem Stücke, den Namen meiner darin gespielten Rolle „Müller“ ausgenommen, nichts mehr erinnerlich. Auf der Leseprobe zuckten die Meisten die Achseln; Keiner wußte recht was er aus seiner Rolle machen sollte — ich auch nicht.

Am 25. September schritt dies der Zahl nach ein und zwanzigste Localstück über die Bretter, und verschwand nach der ersten und einzigen Vorstellung für immer vom Repertoir. Der Name des Autors — vielleicht wieder ein „Hochgestellter“ — blieb tiefes Geheimniß, welches bei dem Mangel jeglichen Interesses an dem verunglückten Stücke auch Niemand zu enthüllen die geringste Lust verspürte.

Die erste dreijährige Verwaltungsperiode der neuen Actiengesellschaft nahte ihrem Schlusse. Ob allen Hoffnungen, allen Erwartungen, welche man davon gehegt, entsprochen worden, überlasse ich der Beurtheilung Anderer. Die materielle Lage des Unternehmens schien keinenfalls eine glänzende. Schon im August 1857 sprach man hie und da von Erschöpfung der Mittel. Noch in demselben Jahre erlitt obendrein die Kassa einen ebenso unvorhergesehenen als empfindlichen Verlust. Am 4. November verbreitete sich näm-

lich das Gerücht, daß der seit Beginn der Gesellschaft hier angestellte Theatersecretair, ein Auswärtiger, plötzlich, und zwar mit Hinterlassung eines Kassendefects von etlichen tausend Gulden, verschwunden sey.

Unter dem Personal gab es manche Unzufriedene. Die Schroffheit der artistischen Verwaltung, namentlich den „Aelteren“ gegenüber, machte sich öfters in verletzender Weise kund. Klagen über Entziehung lang besessener und doch immer noch genügend vertretener Rollen wurden mit der stehenden Phrase abgewiesen: „es sei Wille der obersten Leitung, in dieser Beziehung tabula rasa zu machen“. Die Willensvollstrecker stellten sich dann gewöhnlich selbst auf die „rasirte Tafel“ — das Mahl war aber nicht immer ein leckeres!

So viel wurde klar, daß der hoffnungsgrüne Ausspruch des Vorsitzenden der vorbereitenden Versammlungen im Frühjahr 1855 zur Zeit noch nicht zur Verwirklichung gekommen war..

Der engere Ausschuß hatte sich bei Abfassung der Statuten eine Amtsdauer von drei Jahren ausbedungen und darauf bestanden, daß ihm dieselbe nicht gekürzt werde. Mit Beginn des vierten Jahres traten nunmehr bedeutende Modificationen in der Verwaltung ein. Der neue Intendant, dessen anfänglich nur einjähriger Contract gleich in den ersten

Monaten auf die ganze sechsjährige Dauer der Concession des Unternehmens ausgedehnt wurde, hatte seine Entlassung gefordert und verließ bald darauf Frankfurt. Aber auch der seitherige Präsident des engeren Ausschusses legte sein Amt nieder.

Die im Jahre 1858 eingetretene neue Verwaltung besteht bis heute noch.

Eine ihrer ersten Maßnahmen war negativer Natur, indem sie dem Intendanten-Luxus entsagte und die Stelle unbesetzt ließ. Der Theaterkasse wurde hierdurch eine namhafte Ausgabe erspart. Ueberhaupt gestalteten sich die öconomischen Verhältnisse nach und nach immer günstiger. Der Theaterbesuch nahm mehr und mehr zu. Von Defizits war keine Rede mehr; ja in nicht allzuferner Zeit ergaben sich selbst Ueberschüsse und nach dem für unser Theater so ungünstigen Sommer des Jahres 1866 konnten die Zeitungen sogar von einem Plus von 2700 fl. bei Rechnungsabschluß berichten.

In finanzieller Hinsicht erfreute sich demnach unser Theater einer bisher ungewohnten Prosperität.

Fünfzigjähriges Schauspieler-Jubiläum.

— Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
— — an dem Sinn vorüber —

Wir schrieben 1864.

Fünfzig Jahre waren verflossen, seitdem ich die ersten Schritte auf den Brettern gewagt, die die Welt bedeuten — sollen!

Im Spätherbst von 1814 war ich in das Chor der hiesigen Bühne als Bassist eingetreten. Mein Name findet sich am 17. Juli 1815 zum Erstenmale auf dem Theaterzettel verzeichnet *) und verschwand nachher am Schlusse des

---

*) Ich betrat in der Oper „Maria von Montalban", von Winter, Componist der ehmals so beliebten Oper: „Das unterbrochene Opferfest", in einer kleineren Baßparthie zum Erstenmale die Bühne. —

Der verstorbene Ihlée pflegte längere Zeit meinem Namen ein „t" anzuhängen, in Druck sowohl als Schrift. —

Jahres 1817 *), um vom Mai des Jahres 1821 bis zu Ende Mai 1866 darauf zu verbleiben. Im Jahre 1846 hatte ich das 25jährige Jubiläum meines zweiten hiesigen Engagements gefeiert, — jetzo stand ich an der Schwelle meines fünfzigjährigen Künstlerjubiläums. **)

Ich hatte der Vorsehung das seltene Glück zu danken, nach einem halben Jahrhundert aufreibender Thätigkeit noch mit ungeschwächter geistiger und körperlicher Kraft meinem Berufe obliegen zu können — ja ich fühlte mich, als ob ich noch ungezählte Jahre der Ausübung meiner Kunst mich widmen könnte, an welcher ich mein ganzes Lebenlang mit Liebe gehangen. —

---

*) Während der Zwischenzeit war ich in Mainz als zweiter Bassist und später als Basso-Buffo angestellt.

**) Ich habe diese Daten absichtlich hier angegeben, da seiner Zeit in einem hiesigen Blatte meine Berechtigung zur Feier eines 50jährigen Jubiläums, als auf falschen Angaben beruhend, angezweifelt worden. Ich hielt es damals nicht für „angezeigt" darauf zu repliciren. Jetzt paßt mir's. Der Zweifler übersah dabei nur, daß nicht das Jubiläum meiner 50jährigen Mitgliedschaft des hiesigen Theaters, sondern mein 50jähriges Schauspieler-Jubiläum gefeiert wurde. Solche Jubiläen hatten manche Andere schon vor mir gefeiert, wie z. B. Weidner das seinige am 28. Dezember 1849, Caroline Lindner das ihrige am 13. Dezember 1852. Ersterer war seit 1813, folglich 36 Jahre, Letztere seit 1816, folglich ebenfalls 36 Jahre im hiesigen Engagement. Ich zählte am 9. November 1864 sieben und vierzig hiesige Dienstjahre, die beiden Genannten also Eilfe weniger, und Niemanden war es damals eingefallen, die Berechtigung zur Begehung jener Festlichkeiten in beleidigenden Zweifel zu ziehen.

Ich war nie gewöhnt Theaterverhältnisse, die mich persönlich betrafen, mit meinen Collegen zu verhandeln, am allerwenigsten hätte ich es über einen so delicaten Gegenstand thun mögen. Ich hatte so viele Jubiläen, 50- wie 25jährige, mit feiern helfen, bei so vielen Abschiedsvorstellungen, Geburts- und anderen Festen selbstthätig mit eingegriffen, daß die Maschinerie, die bei solchen Veranlassungen in Bewegung gesetzt wird, mir bekannt genug war und ich nur zu gut wußte, daß die Anforderungen bei solchen Gelegenheiten nicht überall ein freundliches Entgegenkommen finden, ja eher als eine Belästigung betrachtet werden, der man sich schicklicherweise nicht entziehen kann.

Um so angenehmer war ich daher überrascht, als die Theateradministration im Sommer von 1864 von freien Stücken mich in wohlwollendster und freundlichster Weise auf dies seltene Ereigniß aufmerksam machte, und mir ihre Absicht zu erkennen gab, die Wiederkehr eines Tages, „den es nur Wenigen vergönnt sei zu erleben", in den nächsten Herbstmonaten festlich begehen zu wollen.

Das erste Zeichen thätiger Anerkennung meiner Wirksamkeit von Seiten der Verwaltung bestand in der Zusicherung einer ganzen Benefizeinnahme am Festtage. Kurze Zeit darauf erhielt ich ein freundliches Schreiben von meinem Collegen Hallenstein, womit er mir ein „jüngstes Kind seiner Laune" überschickte, eine neue Hampelmanniade in 3 Bildern, „dem Jubilar gewidmet und für diesen Tag eigends verfaßt" — nämlich den Tag meiner Benefizvorstel-

lung. Seine Productivität war aber damit noch nicht erschöpft. Kurz vor dem Benefiztage kam noch ein allerjüngstes zum Vorschein, ein gelungenes Impromptü als Vorspiel, betitelt: „Der falsche und der ächte Hampelmanu“, worin ich mich in meiner natürlichen Gestalt dem Publicum präsentiren sollte.

Diese Fest- und Benefizvorstellung fand am 9. November 1864 statt.

Der ernste Augenblick kam, wo ich auf die Stelle hintrat, auf welche ich fünfzig Jahre vorher zum Erstenmale den unsichern Fuß gesetzt.

Konnte einst Talma, der große Tragöde, stolz darauf sein, in Erfurt vor einem Parterre von Königen zu spielen, so fühlte sich der auf Thaliens Rangliste so weit tiefer stehende Komiker nicht von weniger Stolz erfüllt, ein halbes Jahrhundert lang vor einem Parterre von freien Bürgern gespielt zu haben.

Eine Schilderung der Festlichkeiten an und nach dem Tage des Jubiläums wird man von mir nicht erwarten. Ich verweise deshalb Diejenigen, die etwa ein besonderes Interesse daran nehmen sollten, auf die Journale jener Zeit und besonders auf die beiden Jahrgänge, 1865 und 1866, des „Entsch'schen Theateralmanachs“, Berlin, worin sie die ausführlichsten Details finden werden.

Zur Aufführung kam:

Das zweiundzwanzigste und **letzte** Localstück auf dem Theater der freien Stadt Frankfurt.

Der Theaterzettel zeigte an, wie folgt:

Mittwoch den 9. November 1864:

Zur Feier

des

Fünfzigjährigen Jubiläums und zum Benefize

des Herrn S. F. Hassel.

Zum Erstenmale:

„Der falsche und der ächte Hampelmann“

oder:

Herr Hassel auf Reisen.

Scherz in 1 Act.

Hierauf:

„Mr. Pudding.“

Komische Scene von S. F. Hassel.

Zum Schluß:

Zum Erstenmale:

„Herrn Hampelmann's industrielles Unternehmen“

oder:

Prüfung eines Geschäftsreisenden.

Hampelmanniade in 3 Bildern.

Das lustige Impromptü fand die beifälligste Aufnahme und wurde mehrere Male wiederholt. Die neue Hampelmanniade enthielt viele zeitgemäße und witzige Anspielun-

gen; namentlich war der zweite Act von guter Wirkung, und im dritten war es die vom Verfasser noch im letzten Augenblicke eingeschaltete drollige Scene des Jugendwehrmannes, welche sich des lebhaftesten Beifalls erfreute. Die harmlose Persiflage der damals hier nach Schweizer Muster organisirten Jugendwehr erregte allgemeine Heiterkeit.

Verfasser, so wie sämmtliche Darsteller, fanden die lebhafteste Anerkennung von Seiten des in allen Räumen überfüllten Hauses.

Wir wiederholten das Stück noch fünfmal, und es dürfte sich noch längere Zeit auf dem Repertoire behauptet haben, wenn nicht mit Einemmale der bisher so heitere Horizont sich umdüstert und ein unerwartetes Ereigniß meiner künstlerischen Thätigkeit plötzlich ein Ziel gesetzt hätte.

Abschied vom Theater.

1866.

Not Fate itself can on the Past have power,
What's done is done, and I have had my hour.

Der Leser erinnert sich aus dem „Vorwort", daß ich in diesen Blättern keine Selbstbiographie zu geben beabsichtigte und daß ich nur dann mich persönlich einführen würde, wo es der Sache nach nicht zu umgehen wäre. Allein seit meinem Rücktritt von hiesiger Bühne, welcher sich unter den Stürmen des Sommers 1866 unbemerkt vollzog, wird häufig von theilnehmenden Freunden und Bekannten die Frage an mich gerichtet: warum ich abgegangen? warum ich keine Abschiedsvorstellung gegeben? warum ich überhaupt bei meiner

Gesundheit und Rüstigkeit, nicht noch ferner auftrete? Fragen, die bei allem Wohlwollen, doch von einer Nichtkenntniß des bezüglichen Sachverhaltes zeugen.

Wenn ich demnach jetzt Dinge rein persönlicher Natur zur Sprache bringe, so geschieht es aus dem Grunde, weil ich mich der Beantwortung dieser wohlmeinenden Fragen nicht gänzlich entziehen zu dürfen glaube, und deshalb Einiges zur Erwiederung und Berichtigung derselben in gedrängter Kürze hier folgen lasse.

Nicht von meiner Seite wurde an Verhältnissen gerührt, die seit so langer Zeit unverändert bestanden hatten, mit denen ich so zu sagen verwachsen war. Die materiellen Vortheile waren nichts weniger als glänzend, allein sie genügten mir in so fern, als ich eben in deren mäßigem Belauf die Bürgschaft ihrer Dauer zu erblicken glaubte.

Aber die Verwaltung unseres Theaters hatte Anderes beschlossen. Sie hielt es für angemessen meinen Contract zu kündigen und andere Bedingungen zu formuliren, unter welchen ich zwar noch der hiesigen Bühne angehören, aber in eine Ausnahmsstellung treten sollte, mit welcher man, um ihr ein gewisses Relief zu geben, die Beilegung des Prädicates „Ehrenmitglied des Frankfurter Theaters" zu verbinden geneigt war.

Welcher Art diese Bedingungen waren, kann hier unerörtert bleiben; die Andeutung möge genügen, daß sie meinen seitherigen Gehalt unter das Niveau der mittleren Besoldungen herabminderten.

Alles dies widerstrebte mir in hohem Grade. Allein die Erinnerung an die Auszeichnungen, deren mich erst vor wenigen Monaten das geehrte Publicum, wie nicht weniger die leitenden Persönlichkeiten der Theaterverwaltung, gewürdigt hatten, bestimmten mich, wenigstens versuchsweise, die später in einigen Punkten unbedeutend modifizirte Proposition anzunehmen, zumal es in meiner Befugniß stand das Uebereinkommen nach 6 Monaten wieder zu lösen.

Das Prädicat „Ehrenmitglied" wurde mir hierauf in bester Form beigelegt; allein man hielt es nicht einmal für nöthig dies meinen Collegen in officieller Weise zur Kenntniß zu bringen, welchen denn auch die Auszeichnung, womit man mich zu ehren gedachte, Geheimniß blieb und bis zur heutigen Stunde noch sein mag. *)

---

*) Man hat einigen meiner früheren Collegen insinuiren wollen, daß ich zur Beilegung des Prädicates „Ehrenmitglied" nicht befugt sei. Dessen zur Widerlegung diene folgendes Actenstück:

„Auszug Protocolls des engeren Ausschusses der Frankfurter Theater-Actien-Gesellschaft.

„Frankfurt, den 20. October 1865.

„Auf Vortrag des Präsidenten war

„Beschluß:

„dem Schauspieler Herrn S. F. Hassel das Nachstehende zu er-„öffnen: Nachdem nunmehr ein neuer Contract mit demselben zu „Stande gekommen, der dessen schon so viele Jahre bewährte künst-„lerische Thätigkeit dem hiesigen Publicum auch weiter sichere, „habe der engere Ausschuß geglaubt, ihm noch ein besonderes „Zeichen der Anerkennung für ein mehr denn fünfzigjähriges er-„hebliches Wirken im Schauspiel und Oper geben zu sollen; —

Es währte indeß nicht lange, so fühlte ich mich immer unbehaglicher in der neuen, abnormen Stellung. Ich kam mir fast wie ein Fremdling vor in den altgewohnten Räumen — gleichsam wie ein blos Geduldeter. Meine Beschäftigung wollte mir nicht genügen. Ich hatte mich zwar zuweilen noch auf den alten Paradepferden herum zu tummeln, allein neue Aufgaben bekam ich nicht mehr, oder höchstens doch nur Rollen in dritter Linie, obschon ich von vielen Seiten und häufig manches freundliche Wort über die „unveränderte Frische" und den „sprudelnden Humor" in meinen Darstellungen zu hören bekam. Auch erschien von Novitäten auf dem Repertoire vorwiegend die allerdings nicht unbeliebte Gattung von „Possen", in welchen der Witzblattphrasen-Dialog und der holprige Reim der Couplets mit ihren frivolen An- und Uebergriffen die Würze,

---

„nach dessen eigenen Aeußerungen gewiß, daß der engere Ausschuß „dadurch dem Herrn H. vor nicht lange gewordenen Auszeichnungen eine ihm werthvolle neue hinzufüge.

„Nach dem Vorgange anderer Bühnen lege ihm nämlich der „engere Ausschuß hiermit das Prädicat eines

„Ehrenmitgliedes

„des hiesigen Theaters bei, wünschend, daß Herr H. noch recht „lange, — trotz der Jahre an Alter und Wirksamkeit, welche eine „solche Ernennung voraussetzt, — in Frische und Kraft aus„dauern möge.

„In fidem

„C. Linker,

„Theatersecretair."

Hieraus geht doch wohl hervor, daß ich allerdings befugt bin, mir das fragliche Prädicat beizulegen.



von Charakterzeichnung dagegen keine Rede ist. Ich fing an zu fühlen, daß ich zu den Verhältnissen nicht mehr passe, daß trotz der Rüstigkeit, deren ich mich zu erfreuen hatte — und heute noch erfreue — meine Zeit vorüber sey, und theilte hierin nur das unabänderliche Loos jedes alten Schauspielers, der anfängt der Verwaltung lästig und Denen die nachrücken wollen unbequem zu werden.

Unter solchen Umständen zog ich vor von meinem Rechte Gebrauch zu machen, was ich drei Jahre vorher schon hätte thun können, jedoch aus Anhänglichkeit an das lang gewöhnte Verhältniß unterließ, und trat nach vorgängiger gesetzlicher Kündigung meines Contractes in den Ruhestand.

Welcher Art die Stimmung war, die damals in maßgebendem Kreise gegen mich herrschte, möchte durch die Thatsachen, welche ich zum Schlusse hier folgen lasse, am Besten bezeichnet werden.

Das Repertoir der Vorstellungen wird üblicherweise halbmonatlich dem Personale zur Einsicht und Unterschrift vorgelegt.

Auf dem der letzten 14 Tage meines Engagements sollte ich an zwei Abenden spielen, nämlich am 29. Mai die Rolle des Kinne, in: „Die Sonntagsjäger"; am 31. genannten Monats, dem Schlußabend meiner langen Thätigkeit, die des „Schulmeisters" in: „Der gerade Weg der beste."

Am 27. Mai erschien in dem jetzt eingegangenen Blatte „die Reform" ein Artikel, welcher meinen Abgang vom Thea-

ter besprach und sich in dieser Beziehung tadelnd gegen die Verwaltung ausließ.

Der Theaterzettel des 29. zeigte hierauf anstatt der „Sonntagsjäger“ — „Die Unglücklichen“ an — worin ich unbeschäftigt war; der des 31. anstatt „Der grade Weg der beste“ — „Das Schwert des Damocles“ — worin ich ebenfalls unbeschäftigt war — ohne daß ich von der Nicht-Aufführung beider Stücke, dem Theaterbrauch gemäß, unterrichtet worden wäre.

Also endigte — sang- und klanglos — mein Engagement bei der Frankfurter Theater-Actien-Gesellschaft — und zugleich meine mehr als Ein und fünfzig jährige theatralische Laufbahn.

Abschied von meinem Publicum.

1867.

Gehobelt hab' ich und geleimt,
Hier fünfzig Jahre schon,
Sah' ich Sie heiter, aufgeräumt,
War dies mein schönster Lohn;
Und bleibt mir Ihr zufried'ner Sinn,
Flieht Ihre Huld mich nicht, —
So leim' und hobl' ich munter hin,
Bis einst der Hobel bricht.

Meine letzte Wiederholungsstrophe
als „Valentin" im „Verschwender"
1864.

Es war mir nicht vergönnt, von der Stelle, von welcher herab ich durch eine lange Reihe von Jahren so oft Gelegenheit hatte, meinem Publicum den schuldigen Dank für alles Wohlwollen alle Anerkennung, womit es mich beehrt aus-

zusprechen — diesem Dank einen letzten Ausdruck geben zu können!

Möge es ihn statt dessen in Form dieses Büchleins entgegennehmen, und der ungeübten Feder, wie früher den unvollkommenen Leistungen, freundliche Nachsicht angedeihen lassen!

Fünfzig Jahre schauspielerischer Thätigkeit sind zwar kein vereinzelter Fall, jedoch ein seltner.

Fünfzig Jahre diese Thätigkeit an einem und demselben Theater auszuüben, ein weit seltnerer — sie der Bühne seiner Vaterstadt gewidmet zu haben, gehört zu den allerseltensten.

Allein ein kaum je dagewesener Fall ist es, daß diese Thätigkeit in dem Augenblicke beginnt, wo die geliebte Vaterstadt ihre frühere Freiheit und Selbstständigkeit wieder erlangt, — und in demselben Augenblick endigt, wo ihr diese edelsten und unschätzbarsten Güter wieder verloren gehen!

Den „Frankfurter Localstücken auf dem Theater der freien Stadt“ ist durch die Ereignisse des Jahres 1866 der Boden entzogen — sie sind zu Ende gespielt — und hiermit endigt auch mein Buch.

14

Anhang: Statistisches.

Vorbemerkung.

Manche Leser, solche besonders welche bei Beurtheilung von Theaterangelegenheiten den Pariser oder Wiener Maßstab anzulegen pflegen, werden nach Allem dem was dies Büchlein über die Erfolge der Localstücke erzählt, sich vielleicht wundern, daß die Anzahl der Aufführungen derselben, welche ich in der nebenstehenden Tabelle angebe, keine größere ist. Allein man muß hierbei auf die Verhältnisse unserer Bühne gebührende Rücksicht nehmen. Frankfurt ist nur eine mittlere Stadt, und zählte im Jahre 1821, wo das erste Localstück gegeben wurde, kaum 50,000 Einwohner. Die Theaterverwaltung hatte die Verpflichtung jede dramatische Gattung vorzuführen; auf einer und derselben Bühne mußten, und müssen heute noch, Tragödie, Drama, Schau- und Lustspiele, große Oper, komische Oper, Vaudeville und Posse, abwechselnd Raum finden. Wöchentlich gab man in früherer Zeit nur vier Vorstellungen, später kam noch eine fünfte hinzu, das sogenannte „Mittwochs-Abonnement". Auch erfreute sich das Personal zu jener Zeit mancher Extra-Feiertage, die jetzo sämmtlich in Wegfall gekommen sind. So blieb, beispielsweise, an Pfingsten das Theater fünf Tage geschlossen, heute nur noch zwei. Während der drei Herbsttage wurde ebenfalls nicht gespielt. In jener patriarchalischen Zeit dachten unsere gutmüthigen Directoren nicht dran ihren Schauspielern den „Wäldchesdag" zu verderben, oder sie vom Besuch des Bornheimer „Lerchenherbsts" abhalten zu wollen. Auch bei außergewöhnlichen Hitze- oder Kältegraden, bei

letzteren vor Einführung der Heizung, 1826, fanden keine Vorstellungen statt. Oeftere Wiederholungen waren um so weniger statthaft, als das Theaterpublicum zum großen Theil immer nur aus den nämlichen Personen bestand. Selbst die beliebtesten Localstücke kamen manchmal in drei, ja in fünf Jahren, nicht wieder zum Vorschein. Eine Anzahl von mehr als 600 Aufführungen dieser Stücke dürfte daher allerdings eine außerordentliche genannt werden, wie sie kaum ein anderes Theater gleichen Ranges in dieser Gattung aufzuweisen haben wird.

Statistik der Frankfurter Localstücke, deren Titel, Ver-

Benennung der Stücke.	Anzahl der Acte.	Verfasser.
1. Der alte Bürgercapitain	2	Malß
2. Das Fest der Handwerker	1	Demselben
3. Ein Stündchen im Tivoli	2	Demselben
4. Die Landparthie nach Königstein	4	Demselben
5. Hampelmann im Eilwagen	6	Demselben
6. Hampelmann sucht ein Logis	5	Demselben
7. Die Jungfern Köchinnen	1	Demselben
8. Die Brunnenfahrt	3	Ungenannt
9. Die Quartierschule	1	Idem
10. Die Erbin von Bockenheim	3	Idem
11. Hampelmann als Schauspieler	1	Hassel
12. Ein Glas Eppelwein	2	Hallenstein
13. Hampelmann's galante Abentheuer	4	Demselben
14. Die Kartenschlägerin	2	Demselben
15. Peter in der Fremde	2	Demselben
16. Mitten in der Nacht	1	Hassel
17. Das Duell in der Haasengasse	1	Demselben
0 Familienzwist und Frieden	1	Demselben
18. Ein Abentheuer des Herrn Hampelmann	4	Hallenstein
19. Hampelmann im Wäldchen	3	Demselben
20. Hampelmann auf Freiersfüßen	1	Hassel
21. Die Berliner in Sachsenhausen	2	Ungenannt
22. Der falsche und ächte Hampelmann	1	Hallenstein
23. Herrn Hampelmann's industrielles Unternehmen	3	Demselben

fasser und Reihenfolge, nebst Anzahl der Aufführungen.

Erste Aufführung			Letzte Aufführung			Im Ganzen
am 13.	August	1821	am 26.	März	1866	105
„ 19.	October	1829	„ 14.	Juli	1861	33
„ 9.	März	1831	„ 11.	Dezember	1842	10
„ 26.	November	1832	„ 19.	April	1866	146
„ 30.	December	1833	„ 26.	Januar	1866	89
„ 10.	Februar	1834	„ 24.	April	1862	71
„ 16.	Februar	1835	„ 2.	Februar	1865	20
„ 26.	August	Idem	„ 31.	August	1835	2
„ 25.	März	1836	„ 30.	März	1836	2
„ 15.	März	1837	—			1
„ 2.	April	1838	—			1
„ 5.	Juli	1841	„ 26.	April	1866	30
„ 1.	November	Idem	„ 8.	April	1841	4
„ 22.	Februar	1842	„ 27.	Februar	1841	2
„ 26.	September	Idem	—			1
„ 9.	Januar	1843	„ 21.	Januar	1843	2
„ 24.	März	1847	—			1
„ 11.	Januar	1849	„ 30.	April	1852	20
„ 4.	November	1850	„ 23.	Januar	1865	36
„ 17.	März	1852	„ 3.	April	1852	3
„ 18.	Januar	1854	„ 16.	April	1866	30
„ 23.	September	1858	—			1
„ 9.	November	1864	„ 16.	November	1864	4
„ 9.	Idem	—	„ 3.	März	1865	6

626.




Digitized by Google